



Herausgeber: Hüttenwerk Oberhausen AG

Verantwortlich: Direktor Karl Strohmenger

Redaktion: Karl-Heinz Sauerland und Rainer Bockhorst

Oberhausen (Rhd.), Essener Straße 66

Telefon: 24531 — Nebenstellen 2347 und 4267

ECHO DER ARBEIT ist eine zweimal monatlich

erscheinende Werkzeitschrift der

Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft.

Die Zustellung erfolgt kostenlos.

Herstellung: Vereinigte Verlagsanstalten

Oberhausen + Düsseldorf

Klischees: Vignold, Essen

Beiträge, die mit dem Namen des Verfassers

gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors

und nicht unbedingt die der Redaktion dar.

AUS DEM INHALT:

An erster Stelle steht die Sicherheit

Rot — Gelb — Grün

Zu Besuch im Deutschen Museum

Unsere Kranführerschule

Ideen dienen uns allen

Sprachrohr der Belegschaft

Das gute Wort

Gesundheitshaus Sterkrade auch für HOAG-Angehörige

Wo tut's denn weh

UNSER TITELBILD zeigt eine Fotomontage der

neuen Lichtsignalanlage an der Kreuzung Mülheimer,

Duisburger und Essener Straße. Die Kreuzung selbst

ist als Foto unterlegt. Hierzu empfehlen wir

unseren Lesern den Artikel auf Seite 37 dieses Heftes.

Auch ohne Anerkennung:

Wir wollen noch weniger Unfälle!

Dem Arbeitsschutz ist ein breiterer Raum dieser Ausgabe gewidmet. Schon unser Titelbild und der sich darauf beziehende Artikel auf Seite 37, nicht zuletzt aber die Berichterstattung über unsere diesjährige Arbeitsschutztagung, unsere Untersuchungen hinsichtlich des Problems der Unfallschwere, der Hinweis auf unsere Kranführerschule sowie einige andere Veröffentlichungen befassen sich mit der Unfallverhütung. Doch wenn schon Themen des Arbeitsschutzes hier zur Sprache kommen, dann dürfen wir an einer Tatsache nicht vorbeisehen.

Wir meinen das schon in den vergangenen Jahren an dieser Stelle verschiedentlich erwähnte Anerkennungsschreiben der Berufsgenossenschaft, mit dem uns in den letzten vier Jahren jeweils die niedrigste Unfallziffer aller vergleichbaren Werke der Eisen- und Stahlindustrie bestätigt wurde. Unsere Leser erinnern sich, daß wir diese Anerkennungsschreiben in der Werkzeitung immer recht groß zum Abdruck brachten. Aber hören wir, was Aufsichtsratsvorsitzender Butschkau in seiner Rede gelegentlich der Hauptversammlung am 28. Januar dieses Jahres sehr richtig sagte: „Den hier schon bekannten Lobesbrief der Berufsgenossenschaft kann ich in diesem Jahr nicht vorlegen, weil er nicht eingegangen ist. Die Erfolge unseres Arbeitsdirektors“, so führte er ergänzend aus, „haben offenbar die anderen Werke nicht schlafen lassen, und es wurden dann zwar nicht bessere Zahlen als bei der HOAG, aber wohl die Einstellung solcher Belobigungsschreiben erreicht.“

Zwei Tage später griff die Zeitung „Die Welt“ dieses Thema auf, indem sie das Anerkennungsschreiben der Berufsgenossenschaft mit einem Fleißkärtchen verglich, womit — als Ansporn für die übrigen Schüler — manche Lehrer gute Leistungen zu belobigen pflegen. Dieser Musterschüler sei in schöner Regelmäßigkeit, so auch wieder 1958, das Hüttenwerk Oberhausen gewesen. Den Mitbewerbern im Kampf um die Senkung der Unfallzahlen wäre es zwar nicht gelungen, die HOAG von der Spitze zu verdrängen, aber immerhin hätten sie es fertiggebracht, daß die Berufsgenossenschaft keinen freundlichen Brief mehr geschrieben habe. Wörtlich schreibt „Die Welt“ hierzu: „Daß gute Leistungen oft Mißgunst hervorrufen, ist nicht neu. Immerhin waren und sind die niedrigen Unfallzahlen der Hütte Oberhausen ein ständiger Vorwurf gegenüber den anderen Unternehmen, nicht mit gleicher Intensität an der Sicherheit ihrer Mitarbeiter zu arbeiten. Deshalb — so will uns scheinen — versucht man den unbequemen Leithammel, der ein flottes Tempo vorlegt, mit Schweigen zu übergehen. Solche Methoden richten sich selbst.“

Nun ist kürzlich zwar ein Schreiben der Berufsgenossenschaft eingetroffen. Der Inhalt aber enttäuscht uns, und zwar nicht deshalb, weil wir von der führenden Stelle verdrängt worden wären, sondern weil man glaubt, daß wir hinsichtlich der Unfallschwere einen weniger günstigen Stand einnehmen. „Wir würden dieses Manko einstecken“, erklärte Arbeitsdirektor Strohmenger auf der bereits erwähnten Arbeitsschutz-Tagung, „wenn wir auch der Meinung sind, daß dann eben auch das Werk mit der geringsten Unfallschwere ausgezeichnet werden sollte. Leider aber wird für die Ermittlung der Unfallschwere ein Maßstab angelegt, den wir nicht anerkennen können.“ Wertmesser soll nämlich neuerdings die Zahl derjenigen Unfallverletzten sein, die sich in stationäre Behandlung begeben haben. Übrigens, was würde die Sportwelt wohl sagen, wenn der Schiedsrichter eines Fußballspiels der Mannschaft, die die meisten Tore geschossen hat, nach dem Spiel erklären würde, sie habe trotzdem nicht gewonnen, weil der Gegner eben doch besser gespielt habe als durch das Torverhältnis zum Ausdruck komme.

Ganz abgesehen davon kann die Zahl der stationären Behandlungsfälle niemals ein realer Nenner für die Messung der Unfallschwere sein, weil z. B. in Gegenden mit bestens ausgerüsteten Werkskrankenhäusern oder auf die Behandlung Unfallverletzter ausgesprochen spezialisierten Krankenhäusern jeder Durchgangsarzt naturgemäß eher bereit sein wird, die Verletzten in diese Häuser zu überweisen als etwa dort, wo diese Voraussetzungen nicht gegeben sind. Oder: oft hängt es allzusehr von der persönlichen Ansicht eines Arztes ab, ob er etwa bei einer Quetschung oder einem Knochenbruch den Patienten ins Krankenhaus schickt oder nicht. Genauso dürfte es eine Rolle spielen, ob zur Zeit eines Unfalles ein Krankenhaus wenig oder gerade voll belegt ist; denn wenn ohnehin viele Betten leerstehen, wird man logischerweise leichter geneigt sein, einen Verletzten ins Hospital aufzunehmen, für den ansonsten vielleicht eine ambulante Behandlung als ausreichend erachtet worden wäre. — Man sieht also, daß die Zugrundelegung der stationären Behandlungsfälle als Kennziffer für die Unfallschwere von einer Reihe von Zufälligkeiten abhängig ist und daher einen echten Wertmesser nie ergeben wird. Die Berufsgenossenschaft aber wird sich auf einen anderen Nenner für die Messung der Unfallschwere einigen müssen, wenn sie nicht dazu beitragen will, durch Heranziehung dieses Faktors einen realen Vergleich der Unfallzahlen zu verhindern. Einen gangbaren Weg, der auch international anerkannt ist, zeigen wir in dem Artikel „Betreff: Unfallschwere“ auf Seite 37 dieser Ausgabe.

Immerhin haben wir wiederholt — und recht deutlich! — zum Ausdruck gebracht, daß es uns keineswegs traurig stimme, wenn hin und wieder ein anderes Werk mit dem erwähnten Anerkennungsschreiben bedacht werde, es also gelingt, uns aus unserer Spitzenstellung, das Werk mit der niedrigsten Unfallhäufigkeit zu sein, zu verdrängen; denn dadurch — so gaben wir unserer ehrlichen Überzeugung Ausdruck — wäre das gemeinsame Ziel um nicht wenige Schritte nähergerückt, wenn es nämlich erreicht werde, andere Werke in diesen Wettstreit um die niedrigste Unfallziffer hineinzuziehen. Uns schwebte dabei so etwas vor wie eine „Oberliga der Unfallverhütung“ oder ein Wettbewerb um das „Blaue Band des Arbeitsschutzes“. Dies alles nur mit dem Ziel, die Betriebsunfälle nicht nur in unserem Werk, sondern ganz allgemein auf ein Mindestmaß zu beschränken. Allein um der guten Sache willen wollen wir anspornend wirken.

Doch schon die Einführung unseres Prämiensystems hat seinerzeit so etwas wie einen „Sturm im Wasserglas“ ausgelöst. Anstatt unseren Erfolgen nachzueifern, ging man einen anderen Weg: Man versuchte, unsere niedrigen Unfallzahlen als unglaubwürdig hinzustellen. Demgegenüber haben wir uns nicht gescheut, immer wieder zu betonen, daß jeder, der unsere Zahlen anzweifelt, uns in Oberhausen willkommen ist, um sich persönlich an Ort und Stelle — sei es in den Betrieben oder durch Einblick in unsere Akten — von der Richtigkeit und Echtheit unserer Erfolge zu überzeugen. Es steht aber fest, daß auch schon vor Einführung des Prämiensystems wir mit der niedrigsten Unfallziffer an der Spitze aller vergleichbaren Werke standen.

Unser schönster Erfolg aber müßte es sein, wenn nun nach Fortfall des Prämiensystems wir auch weiterhin unsere Spitzenstellung in der Unfallverhütung zu behaupten vermögen. Es wäre ein schlechtes Zeichen, wenn dadurch unsere Unfallzahlen negativ beeinflußt würden; denn letzten Endes liegt es ja im Interesse jedes einzelnen selbst, das Beste zu tun, um mit gesunden Gliedern nach Hause zu kommen.

K. H. S.

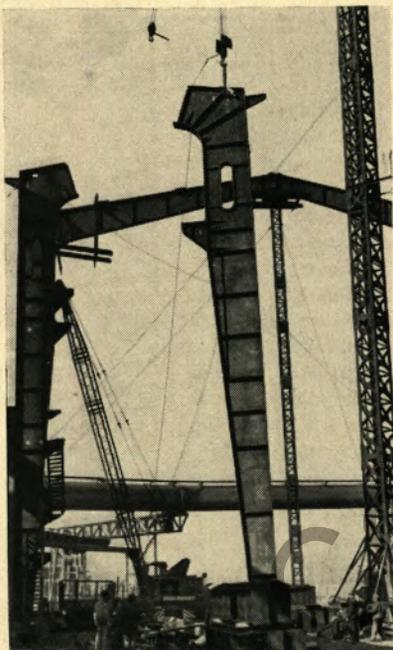
Schnappschüsse



Unsere beiden Bilder oben links und oben rechts zeigen Teile der neuen Kalkbeschickungsanlage auf Neu-Oberhausen. Über Förderbänder (Bild links) gelangt der Kalk aus den Bunkern der Dolomithalle in einen Sammelbunker im Thomasstahlwerk. Von hier aus kann der Kalk nach Bedarf in Kübelwagen abgefüllt werden. Der Bau der Kalkbeschickungsanlage erfolgte im Zusammenhang mit dem Neubau der Dolomithalle, über die wir später einmal auf der Schnappschußseite berichten werden.



▲ Wer ist wer? Beide heißen sie Sulzbacher. Beide sind in diesem Jahr seit 25 Jahren Werksangehörige. Schwer zu sagen, wenn Zwillingesicht so ähnlich, nicht wahr? Nun, links sitzt Installateur Heinrich Sulzbacher (Jubiläumstag 5. Mai), rechts Schalttafelwärter Lorenz Sulzbacher (Jubiläumstag 12. Februar).



Auf EO II entsteht gegenwärtig die Gießhalle für den neuen Hochofen A. Das Gebäude wird nach seiner Fertigstellung 50 Meter lang und 32 Meter breit sein. Unser Bild zeigt die Aufrichtung einer der 25 Tonnen schweren Seitenstützen, auf denen später das Dach und Kranbahn ruhen werden. ▶



Auf dem Gelände des Hafens Walsum ist ein neues Mannschaftsgebäude errichtet worden. Der Neubau steht in Verbindung mit den Hafenabsenkungen, die gegenwärtig durchgeführt werden und über die wir bereits in der Werkzeitschrift berichtet haben. Nachdem das neue Mannschaftsgebäude (das alte wird zur Zeit abgebrochen) seiner Bestimmung übergeben worden war, hatte unser Fotograf Gelegenheit, einige Aufnahmen in dem modernen und zweckmäßig eingerichteten Haus zu machen. Links ein Blick in den Waschräum, in dem sich soeben einige Kollegen den Schmutz und Staub der Arbeit von Gesicht und Armen waschen. Neben den Waschräumen stehen den Mitarbeitern in Walsum auch gut eingerichtete Baderäume zur Verfügung. Ebenso sind ein Trockenraum für nasse Kleider und ein Sanitätsraum in dem in Flachbauweise errichteten Gebäude untergebracht. Der Umkleideraum ist wie der große Eßsaal (Bild unten) in freundlichen hellen Farben gehalten. Bemerkenswert ist die zweckmäßige Anordnung der Fenster, die das Tageslicht hereinfluten und die Räume recht wohnlich erscheinen lassen. Die Kantine — von den Verkaufsanstalten betreut — hält für die Mitarbeiter Erfrischungen und Rauchwaren bereit.



An erster Stelle steht die Sicherheit

Arbeitsschutz-Jahrestagung der Betriebsleiter, Meister und Unfallvertrauensleute

Die Arbeitsschutz-Jahrestagung der Betriebsleiter, Meister und Unfallvertrauensleute ist in unserem Werk schon zu einer Tradition geworden. In dieser Tagung soll vor der Öffentlichkeit dokumentiert werden, daß uns die Sicherheit am Arbeitsplatz eine Aufgabe bedeutet, an deren Lösung wir unermüdet tätig sind. Gäste und Teilnehmer der diesjährigen Arbeitsschutztagung, die am 26. Februar im großen Saal des Werksgasthauses stattfand, wurden zu Beginn von Arbeitsdirektor Strohmenger willkommen geheißt. In seiner Begrüßungsansprache, in der er allen am Unfallerschutz Beteiligten Dank und Anerkennung der Werkleitung aussprach, erklärte Arbeitsdirektor Strohmenger:

„Dem Gedanken der Unfallverhütung wird in Deutschland noch immer ein zu geringer Raum beigemessen. Im öffentlichen Bewußtsein Deutschlands spielt die Unfallverhütung weder in menschlicher noch in wirtschaftlicher Hinsicht die Rolle, die ihr zukommt. Ich möchte erneut darauf hinweisen, daß in dieser Hinsicht neben England insbesondere die Vereinigten Staaten von Amerika fortschrittlicher handeln. Das drückt sich einerseits in den bekannten unwahrscheinlich niedrigen Unfallzahlen aus, andererseits wird der Unfallverhütung hier aber auch in der Öffentlichkeit eine größere Bedeutung beigemessen. Man erwartet in Amerika, daß selbst der Präsident des Landes regelmäßig an den jährlichen Arbeitsschutzkongressen teilnimmt und dadurch die Wichtigkeit unterstreicht, die der Arbeitsschutz in Amerika hat.“ In diesem Zusammenhang zitierte Arbeitsdirektor Strohmenger Benjamin Fairless, den Präsidenten der amerikanischen Wirtschaftsvereinigung Stahl, den früheren Leiter der United States Steel Corporation, des größten Stahlkonzerns der Welt mit einer fast doppelt so hohen Stahlerzeugung wie die der gesamten Bundesrepublik, der einmal gesagt hat: „An erster Stelle bei der Arbeit steht die Sicherheit, an zweiter die Qualität und an dritter Stelle steht die Produktion. Man kann wahrhaftig nicht sagen, daß die Produktivität der amerikanischen Wirtschaft unter diesem Grundsatz gelitten habe, und es wäre zu begrüßen, wenn wir diese Rangfolge auch bei uns allgemein akzeptieren würden.“

Auf die Verhältnisse in unserem Werk zu sprechen kommend, vertrat der Arbeitsdirektor die Ansicht, daß auch hier nicht alles im Lot sei. Oberhausen behaupte zwar noch immer den niedrigsten Stand der Unfallzahlen im Rahmen der Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft; aber es müsse doch zu

denken geben, daß die Zahl der meldepflichtigen Unfälle im vergangenen Jahr zum erstenmal wieder angestiegen ist, und daß die Zahl der schweren und tödlichen Unfälle noch immer so bedrückend auf uns lastet. Arbeitsdirektor Strohmenger sagte, es sei nicht allein unser Bestreben, die Unfallzahlen so niedrig wie möglich zu halten, sondern auch auf die Schwere der Unfälle Einfluß zu nehmen. Diese Aufgabe erwache uns deshalb vordringlich, weil nach dem Gesetzentwurf des Bundesarbeitsministeriums die Unfallrenten weitgehend entfallen sollen. Nach diesem Entwurf werden bei einer Erwerbsminderung bis zu 45 Prozent keine Unfallrenten mehr gezahlt.

Hauptsicherheitsingenieur Hoppe, der Leiter der Abteilung Arbeitsschutz, nannte in seinem Jahresbericht über den Stand der Sicherheit am Arbeits-

Stark diskutiert: Die Prämie

Der Wegfall der Prämie für erfolgreiche Mitarbeit im Arbeitsschutz war Hauptgegenstand der Diskussion, die sich nach den Referaten der Arbeitsschutztagung im Werksgasthaus entspann und in die Arbeitsdirektor Strohmenger eingriff. Es sei bisher nicht gelungen, sagte der Arbeitsdirektor, ein Prämiensystem mit genügend Zugkraft zu schaffen. Für die Monate Januar, Februar und März würde die Prämie zwar noch gezahlt; für den Rest des Jahres soll eine Zahlung aber nicht mehr erfolgen. Er hoffe aber, daß die Belegschaft aus sich heraus den Gedanken der Unfallverhütung weiter pflege. Schließlich habe das Prämiensystem nur einen Teil in unserer gesamten Unfallverhütungsarbeit ausgemacht.

platz unserer Betriebe konkrete Zahlen, denen man sich nicht verschließen kann. Im vergangenen Jahr entfielen 3,9 Unfälle auf 1000 Beschäftigte. Diese Zahl beinhaltet die von Arbeitsdirektor Strohmenger eingangs erwähnte Zunahme der Unfallhäufigkeit um 0,1 gegenüber 1957. Gelsenkirchen dagegen konnte diese Zahl wie im vergangenen Jahr auch in diesem Jahr weiter verbessern, und zwar von 7 auf 6,7 Unfälle auf 1000 Beschäftigte. Die direkten Unfallzahlen haben folgendes Gesicht: In

Oberhausen trugen sich 601 Betriebsunfälle und 152 Wegeunfälle zu. In Gelsenkirchen ereigneten sich im gleichen Zeitraum 133 Betriebsunfälle und 15 Wegeunfälle. Betrachtet man nun die Unfallhäufigkeit aller bei der Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft versicherten Werke, die bei 12,2 Unfällen auf 1000 Beschäftigte liegt, dann steht unser Werk Oberhausen um mehr als ein Drittel unter dem Durchschnitt, denn 12,2 Unfälle auf 1000 Beschäftigte bezogen auf unser Werk ergeben 1875 Betriebsunfälle. Nicht ohne Sorge verfolgt der Arbeitsschutz die Zunahme der Wegeunfälle um neun Prozent.

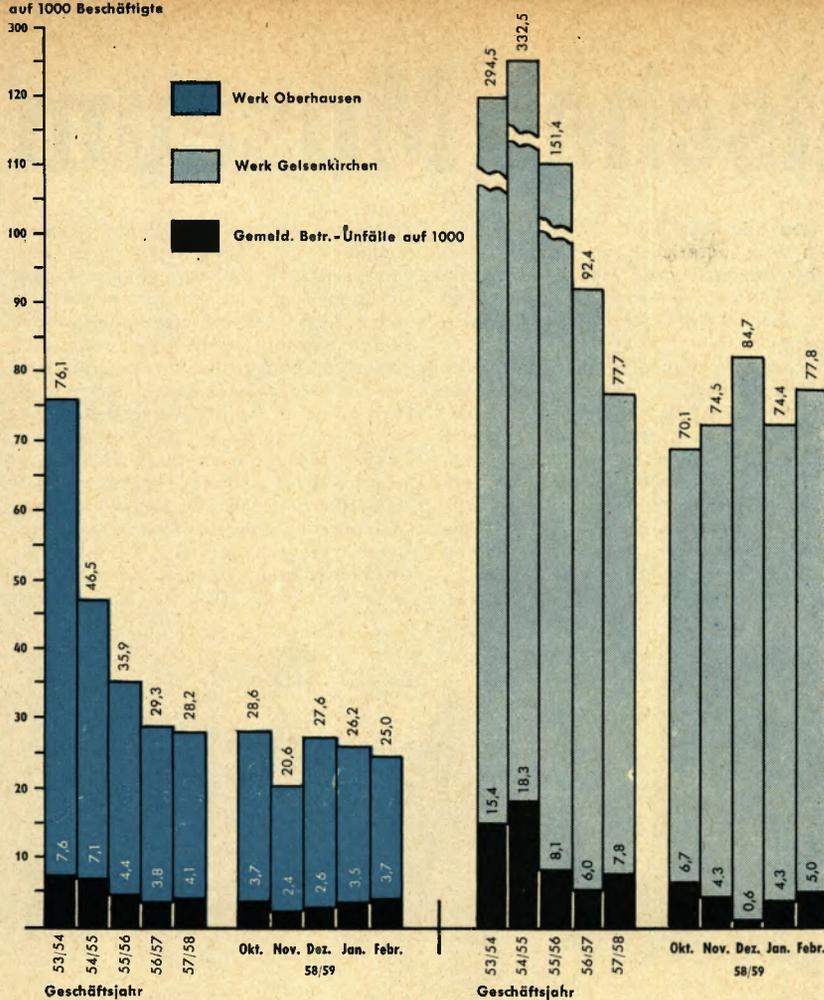
Hauptsicherheitsingenieur Hoppe stellte die Forderung auf, daß der verantwortliche Einfluß auf die Sicherheit am Arbeitsplatz von oben nach unten erfolgen müsse. Wer höher auf der Leiter stehe, habe den größten Einfluß, Maßnahmen zur Verbesserung der Betriebssicherheit zu veranlassen. Er habe aber auch die größere Verpflichtung, Vorbild zu sein. Als wichtige Neuerungen, die nicht ohne spürbaren Einfluß auf die Arbeitssicherheit bleiben würden, bezeichnete der Hauptsicherheitsingenieur die Mitwirkung der Abteilung Arbeitsschutz bei der Ernennung von Führungskräften und die Schulung neuangestellter Betriebsingenieure auf dem Gebiet des Arbeitsschutzes, ehe sie überhaupt ihre Stellung im Betrieb antreten.

Der Leiter der Schulungsstätte für Arbeitsschutz in Gelsenkirchen (in der Werkzeitschrift berichteten wir bereits ausführlich darüber), Dr. H. Karl, stellte seine im Mittelpunkt des Abends stehenden Ausführungen unter die Überschrift: Zusammenarbeit — die Basis der Betriebssicherheit. Als Grundgesetz der betrieblichen Sicherheit prägte er folgenden Satz: Der Grad der Sicherheit im Werk wird durch das Maß an Zusammenwirken der Menschen dieses Werkes bestimmt; Sicherheit entspringt dem gezielten Zusammenwirken von technischen, psychologischen und organisatorischen Maßnahmen. Dr. Karl verlangte, um zur Verbesserung der Arbeitssicherheit zu kommen, die wahre Partnerschaft, die darin ihren Ausdruck findet, dem Mitarbeiter gegenüber offen zu sein. Durch die Atmosphäre der Offenheit werde der Mitarbeiter zur eigenen Aktivität aufgefordert. Offenheit setze aber das Miteinandersprechen voraus. Der Mensch wolle in erster Linie immer als Mensch angesehen und genommen werden. Sobald er in die Rolle des nur ausführenden Werkzeuges hineingedrängt werde, wenn er nicht mehr in seiner vollen Menschlichkeit am Produktionsprozeß teilnehme, gehe ihm die Fähigkeit verloren, sich für die Sicherheit des Betriebsablaufes verantwortlich zu fühlen. Im Lichte dieser Überlegungen stellt, nach Ansicht von Dr. Karl, jeder Unfall ein Warnsignal in der Richtung dar, die Menschen im Betrieb umfassender am Betriebsgeschehen teilnehmen zu lassen. Der Impuls zum Miteinandersprechen müsse vornehmlich vom betrieblichen Vorgesetzten ausgehen. Er habe sich immer vor Augen zu halten, daß er in jeder seiner Handlungen nicht nur technisch tätig, sondern zugleich menschenformend sei.

Als den besten Weg, die Mehrzahl der Mitarbeiter an die Aufgaben der Unfallverhütung heranzuführen, bezeichnete Dr. Karl die echte Zusammenarbeit von Führungskräften und allen Mitarbeitern. Der einzelne müsse im Rahmen seiner Möglichkeiten die Chance eingeräumt bekommen, durch Mitwissen mitverantworten. Wir sollten von dem in unseren Betrieben als ungeschriebenes Gesetz geltenden Satz „Alles, was nicht ausdrücklich erlaubt ist, ist verboten!“ endlich loskommen. Wenn uns das gelänge, nämlich den Mitarbeiter als solchen zu nehmen, wenn wir ihm Verantwortung auch zutrauen würden, ihn nicht nur als Werkzeug betrachteten, sei für die Sicherheit viel gewonnen. „Dem arbeitenden Menschen seine Gesundheit zu erhalten, kann nur im partnerschaftlichen Stil gelöst werden. Aber alle Sorge muß dem gelten, daß es nicht beim Stecken des Zieles bleibt, denn mit den Wünschen allein ist es nicht getan!“

Die Teilnehmer der Arbeitsschutztagung im Werksgasthaus verfolgten mit großer Aufmerksamkeit die Ausführungen der Redner. Viele Unfallvertrauensleute beteiligten sich anschließend an der lebhaften Diskussion oder tauschten an den einzelnen Tischen ihre Meinungen aus. Wenn die an diesem Abend besprochenen Probleme des Arbeitsschutzes in den Betrieben weiter durchdiskutiert werden, dann hat die Arbeitsschutztagung gewiß ihren Erfolg gehabt.





Erste-Hilfe-Leistungen und meldepflichtige Betriebsunfälle auf 1000 Beschäftigte im Monatsdurchschnitt

Das Schaubild zeigt die Tendenz des Unfallgeschehens in den Werken Oberhausen und Gelsenkirchen und offenbart die Tatsache der rückläufigen Unfallentwicklung auch schon vor Einführung des Prämienystems. Diese erfreuliche Tendenz setzt sich in den ersten fünf Monaten des laufenden Geschäftsjahres fort, und man kann nur hoffen, daß diese positive Entwicklung anhalten wird, auch wenn demnächst das Prämien-system ausläuft. Die Erste-Hilfe-Leistungen sind ein Maßstab für das gesamte Unfallgeschehen. Geht ihre Zahl zurück, ist das Unfallgeschehen an sich rückläufig. Das Schaubild zeigt deutlich diese Entwicklung. Fast im gleichen Verhältnis wie die Zahl der meldepflichtigen Unfälle zurückging, verringerte sich auch die Zahl der Erste-Hilfe-Leistungen, der sogenannten Bagatelunfälle. Damit wird eindeutig der von einigen Stellen immer wieder geäußerte Verdacht entkräftet, die Unfallentwicklung unserer Werke sei manipuliert.

Betreff: Unfallschwere

Die durchschnittliche Ausfallzeit pro meldepflichtigen Unfall betrug für das Hüttenwerk Oberhausen 29 (Vorjahr 26) Kalendertage gegen rund 23 Tage im Durchschnitt der übrigen Werke. Die etwas längere Krankfeierzeit pro Unfall ist durch die außerordentlich niedrige Zahl der Unfälle selbst bedingt.

Trotz vielseitiger Anstrengungen haben wir im Jahre 1958 insgesamt acht tödliche Betriebsunfälle zu vermeiden und damit über die letzten vier Jahre hinweg ein Ansteigen zu verzeichnen. Auf der anderen Seite verminderten sich 1958 erstmals die rentenpflichtigen Unfälle gegenüber dem Vorjahr, und zwar von 87 auf 61. Die durchschnittliche Erwerbsminderung pro Rentenfall stieg im Berichtsjahr auf 26 Prozent gegenüber 22 Prozent im Vorjahre. In bezug auf erstmals entschädigte Unfälle liegen wir, gemessen an der Beschäftigungszahl, im Durchschnitt der sonstigen Stahlindustrie.

Die Unfallstatistik zeigt für das Werk Oberhausen einen verhältnismäßig hohen Anteil von stationären und tödlichen Unfällen innerhalb der Zahl unserer meldepflichtigen Unfälle. Dieses Verhältnis ist vor allem deshalb so ungünstig, weil die Anzahl unserer meldepflichtigen Unfälle einen extrem niedrigen Wert darstellt und deshalb innerhalb dieses Rahmens die schweren Unfälle statistisch stärker ins Gewicht fallen. Auf 1000 Belegschaftsangehörige ergibt sich jedoch in der Gegenüberstellung zu einigen Vergleichswerken ein günstigeres Bild.

Danach steht, gemessen an stationären und tödlichen Unfällen auf je 1000 Versicherte im Monatsdurchschnitt, unser Werk Oberhausen mit 0,83 an fünfter Stelle der Tabelle und das HOAG-Werk Gelsenkirchen mit 0,67 sogar an zweiter Stelle. Gegenüber dem Vorjahr, in dem beim Werk Oberhausen 1,02 stationäre oder tödliche Unfälle auf 1000 Versicherte entfielen, zeigt sich eine nicht unwesentliche Verbesserung.

Die deutsche Unfallstatistik hat leider keine Kategorien, nach denen man die Unfallschwere exakt messen könnte. Die Registrierung der stationären Unfälle kann lediglich ein unvollkommenes Hilfsmittel sein.

Zu einer sachlichen Ermittlung der Unfallschwere wäre die Einführung der international gebräuchlichen „Schwererate“ erforderlich. Nach diesem System werden alle Verletzungen mit Arbeitszeitausfall von mindestens einer vollständigen Schicht nach festgelegten Normen mit einer bestimmten Anzahl von Ausfalltagen belastet. U. a. kommen tödliche Unfälle mit 6000 Verlustschichten in Anrechnung. Ausscheidende Vollinvaliden werden ähnlich berücksichtigt. Ohne Rücksicht auf die oft subjektiv bedingte Heilungsdauer oder Maßnahme des Werkes zur frühzeitigen Weiterbeschäftigung könnte so ein verhältnismäßig objektiver Maßstab der „Unfallschwere“ gefunden werden.

Von den tödlichen Unfällen abgesehen, zeigt die Unfallschwere des Werkes Oberhausen im Berichtsjahr einen Rückgang und ist, bezogen auf die Belegschaft, zumindest nicht höher als der Durchschnitt der anderen Werke. Bo.

Rot-Gelb-Grün

Was man an Straßenkreuzungen mit Ampeln beachten sollte

Angesichts der vielen Verkehrszeichen und Signalanlagen kommt sich der heutige Verkehrsteilnehmer allmählich schon fast vor wie ein Lokomotivführer bei der Eisenbahn, der ja bekanntlich ausschließlich auf Signale und Zeichen fährt. Da sind insbesondere die Lichtsignalanlagen, die in unseren Städten während der letzten Jahre wie Pilze aus dem Boden geschossen sind. Vor allem die Anbringung einer Lichtsignalanlage an der unmittelbar vor dem Werk liegenden Kreuzung Mülheimer, Duisburger und Essener Straße veranlaßt zu einer grundsätzlichen Betrachtung. Tausende unserer Oberhausener Belegschaftsmitglieder überqueren täglich vor Schichtbeginn oder nach Arbeitschluß diese Kreuzung oder biegen hier ein. Mit Vertretern der Verkehrswacht und Verkehrspolizisten haben wir uns daher einmal darüber unterhalten, was hinsichtlich solcher Signalanlagen von allen Verkehrsteilnehmern prinzipiell zu beachten ist. Gerade das Ansteigen der sogenannten Wegeunfälle in unserem Werk regte uns an, dieses Thema einmal zu behandeln.

Zunächst ein Hinweis für Farbenblinde: Einheitlich im ganzen Bundesgebiet ist bei solchen Anlagen die rote Farbe oben, die gelbe in der Mitte und die grüne unten. Eindeutig ist die Bedeutung des roten Lichtes. Dieses Licht darf unter keinen Umständen überfahren werden. Auch das Abbiegen ist während der Rotphase nicht erlaubt, außer, wenn durch den nicht zu übersehenden Fahrbahnteiler, ein durch Pfeilrichtung besonders gekennzeichnetes grünes Lichtzeichen die Abbiegerspur ge-

trennt nach links oder nach rechts freigegeben wird.

Eindeutig ist auch die Bedeutung der Grünphase. Sie erlaubt das Durchfahren der Kreuzung oder, wenn wie an der Kreuzung Mülheimer, Duisburger und Essener Straße die Abbiegerspur „Grün“ anzeigt, das Abbiegen in die Fahrtrichtung, die durch Pfeilanzeige freigegeben ist.

Bei Ampeln, die den Abbiegerverkehr nicht besonders regeln, ist zu beachten, daß Linksabbieger die entgegenkommenden Geradeausfahrer durchlassen müssen. Besondere Rücksicht ist in solchen Fällen beim Abbiegen sowohl nach links als auch nach rechts auf die Fußgänger und Radfahrer zu nehmen, die zum Überqueren der kreuzenden Straße zur selben Zeit grünes Licht haben. Sie müssen sich darauf verlassen können, ungefährdet die Straße zu überqueren. Allerdings schreibt § 2 StVO vor, daß sowohl Fußgänger als auch abbiegende Fahrzeuglenker aufeinander entsprechende Rücksicht zu nehmen haben. Daher dürfen auch die Fußgänger, selbst wenn für sie „Grün“ ist, nicht blindlings die Straße überqueren, sondern müssen auch auf einbiegende Fahrzeuge achten. Auf keinen Fall aber geht es an, daß Kraftfahrer sich durch lautes Gehupe die Durchfahrt zwischen den Fußgängern erzwingen. Ein solches Verhalten wird auch nicht durch die Absicht gerechtfertigt, den Fahrverkehr flüssig halten zu wollen. Außerdem gilt, daß derjenige, der bei „Rot“ vor der Ampel gehalten hat und bei beginnender Grünphase abfährt, den Verkehrsteilnehmern die Vorfahrt lassen

muß, die sich noch aus der alten Richtung in der Kreuzung befinden.

Viel umstritten ist dagegen die Bedeutung der Gelbphase. Hier ist zu sagen, daß „Gelb“ grundsätzlich „Halt!“ bedeutet. Deshalb ist nach übereinstimmender Rechtsprechung unserer Gerichte auch das Anfahren bei „Gelb“, nachdem das rote Licht verlöscht ist, unbedingt verboten. Schwieriger ist es jedoch für die Verkehrsteilnehmer, die bei „Grün“ sich der Kreuzung nähern und nun „Gelb“ bekommen. Hier sagt die Rechtsprechung, daß derjenige noch durchfahren darf, der schon so nahe an der Ampel ist, daß er nicht mehr rechtzeitig anhalten kann.

Eine Gefahrenbremsung braucht man in diesem Falle nicht zu machen. Wer jedoch ohne eine Gefahrenbremsung noch vor der Signalanlage halten kann, der muß es auch. Eine Schrecksekunde steht nach einem Urteil des Oberlandesgerichtes Oldenburg dem Kraftfahrer nicht zu, der bei Annäherung an die Kreuzung „Gelb“ bekommt. Wohl ist die Reaktions- und Bremsansprechzeit sowie der Bremsweg zu berücksichtigen. Bei der heute geltenden innerörtlichen Geschwindigkeitsbegrenzung von 50 km/h beträgt der zulässige Anhalteweg 35 Meter. Das bedeutet, daß jeder, der beim Wechsel von „Grün“ auf „Gelb“ noch mehr als 35 Meter von der Signalanlage entfernt ist, auf jeden Fall halten muß, auch wenn er die Ampel noch bei „Gelb“ erreicht. Wer mit einer geringeren Geschwindigkeit als 50 km/h fährt, hat auch einen geringeren Anhalteweg und muß deshalb anhalten, auch wenn seine Entfer-

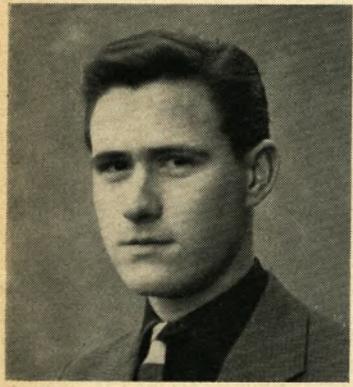
nung von der Signalanlage geringer ist als 35 Meter.

Die Polizei weist noch besonders darauf hin, daß der Stauraum vor Signalanlagen unbedingt von haltenden und parkenden Fahrzeugen freizuhalten ist. Deshalb findet man dort in der Regel auch Halteverbotsschilder. Dabei ist aber zu beachten, daß das rote Licht der Signalanlage diesem Halteverbot vorgeht. Das heißt, daß der nicht gegen das Halteverbotsschild verstößt, der wegen des roten Lichtes der Ampel anhält und bei Erscheinen des grünen Lichtes weiterfährt.

Obwohl wir es — wie an der besprochenen Kreuzung — im heutigen Straßenverkehr im wesentlichen mit sogenannten Standsignalen zu tun haben, sei der Vollständigkeit halber auch noch die andere Art der Signalanlage erwähnt, die Zeigerampel, die über der Kreuzung aufgehängt ist. Hier durchläuft ein Zeiger abwechselnd ein rotes und ein grünes Feld. Befindet er sich im roten Feld, so ist die Fahrtrichtung gesperrt, befindet er sich im grünen Feld, so ist sie frei. Eine Gelbphase kennt diese Ampel nicht, sie ist auch nicht notwendig, da der sich nähernde Verkehrsteilnehmer aus der Laufgeschwindigkeit des Zeigers ersehen kann, ob er die Kreuzung noch erreicht, bevor seine Richtung gesperrt wird. Sobald der Zeiger das rote Feld berührt hat, ist das Einfahren in die Kreuzung verboten. Für Farbenblinde ist wichtig zu wissen, daß der Zeiger im roten Feld quer steht, im grünen Feld aber in der Richtung steht, die er freigibt.

Abschließend sei gesagt, daß man über die immer häufiger anzutreffenden Signalanlagen denken mag wie man will. Aber man soll berücksichtigen, daß auch damit ein Beitrag zur Verkehrssicherheit geleistet wird. Deshalb wird der rücksichtsvolle Verkehrsteilnehmer sie auch dann beachten, wenn sie ihm unbequem sind.

Zu Besuch im Deutschen Museum



Günter Brück gehörte zu den neun aus-
gelernten Lehrlingen, die auf Grund
ihrer besonderen Leistungen in den
Lehr-Abschlußprüfungen im Dezember
vergangenen Jahres im Rahmen der
Reisestiftung des Deutschen Museums in
die bayerische Landeshauptstadt an der
Isar fahren durften. Seinen Reisebericht
— es spricht der junge Elektriker dar-
aus — geben wir nachstehend wieder.

Unmittelbar an dem Ufer der Isar ragen mächtige Gebäudekomplexe in den Himmel, die den Ruf der Bayrischen Metropole in Deutschland und über die deutschen Grenzen hinaus wohl am meisten mitbegründet haben: das Deutsche Museum. Hoch überragt der Aussichtsturm die Flußlandschaft, mächtig wölbt sich die Kuppel der Sternwarte, bollwerkartig

fürmen sich die Etagen der Bibliothek, viele andere Gebäudeteile überragend. Diese Mauern und was sie beherbergen waren das Ziel einer einwöchigen Stipendienfahrt, die das Deutsche Museum für ausgelernte Lehrlinge aus Oberhausen gemeinsam mit dem Hüttenwerk Oberhausen durchführte, nach drei nicht immer leichten Lehrjahren ein Erlebnis, das wohl unvergeßlich für alle bleiben wird, die an dieser Fahrt teilnahmen. Unvergessen darum, weil in einer einmaligen Schau die Ergebnisse der Geistes- und Schöpferkraft des Menschen aus vielen Jahrhunderten hier zusammengetragen worden sind und Zeugnis für die naturwissenschaftliche Entwicklung ablegt.

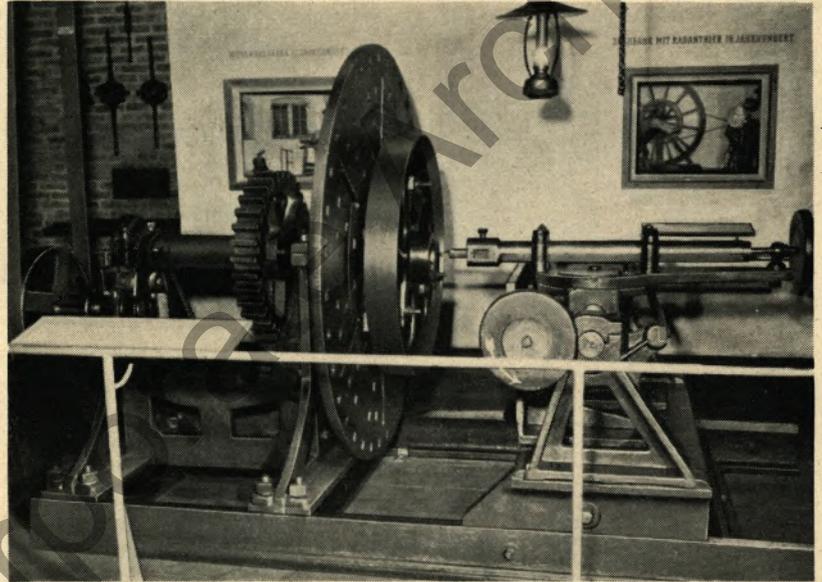
Wir alle waren Kinder einer Industriegroßstadt und glaubten, der Besuch einer anderen Großstadt könne wohl schwerlich Herausragendes bieten. Der erste Bummel durch Münchens Straßen und über seine Plätze zeigte uns jedoch deutlich unseren Irrtum. Wie klein kam uns unsere Heimatstadt plötzlich vor! Dieser brausende Verkehr in den Hauptgeschäftsstraßen — besonders eindrucksvoll am Stachus — dem gegenüber die einladende Stille des Englischen Gartens, einer Oase in einer geschäftigen Großstadt, der in gotischem Stil gehaltene Rathausbau, der in seinem Turm das bekannte Glockenspiel beherbergt, dann, an der Peripherie gelegen, das Nymphenburger Schloß, in dem einst Maximilian seine Künstler empfing und damit den Ruf Münchens auch als Kunststadt festigte, die Liebfrauenkirche, Wahrzeichen der Stadt, kurzum — es wären Seiten zu füllen,

hinter mir liegt, weiß ich, daß vielleicht ein Jahr ausreichen könnte, das dort Zusammengetragene voll zu erfassen, in sich aufzunehmen und zu verarbeiten, und ich hoffe, es bei einer späteren Gelegenheit auch zu tun.

Ein erster Rundgang, erstes Staunen, nur kurzes Verweilen in den einzelnen Abteilungen und dann: Verwirrung! Verzweifeln! Wo sollte ich beginnen, wem längeres Interesse schenken? Zum erstenmal verband sich mit dem Begriff Museum auch eine echte Vorstellung. Was hatte ich noch zu Hause gemacht, als mich die Einladung zur Fahrt erreichte? Ich sah im Lexikon nach und fand: „Museum, Sammlung geschichtlicher, völkerkundli-

die einen rechten Kontrast zu den dort aufgestellten „ehrwürdigen“ Museumsgegenständen bildeten, die verbindlich, fachmännisch und gern gegebenen Auskünfte der Museumsangestellten, ohne deren freundliche Hilfe vieles für mich unverständlich geblieben wäre, kurzum, es war alles so ganz anders, soviel schöner, als ich es mir je hätte vorstellen können.

Wohin aber sollte ich mein Hauptaugenmerk wenden? Natürlich reizten mich als Elektriker jene Abteilungen, die mit meinem Berufe zusammenhingen. Dann überlegte ich jedoch, daß mich hier wohl nur die entwicklungsgeschichtliche Seite interessieren könnte; denn für die moderne

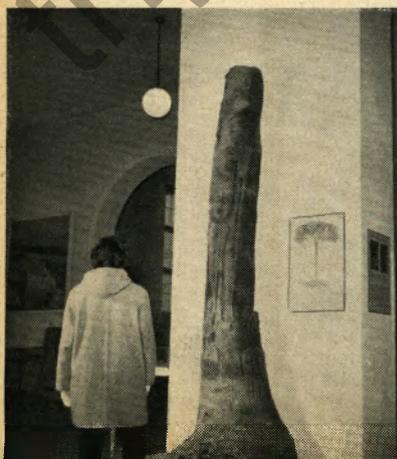


Kommerzienrat Dr. Paul Reusch war seit 1909 Mitglied des Kuratoriums des Deutschen Museums. Er hat sich um dessen Förderung ganz besondere Verdienste erworben. Viele Maschinen aus GHH-Betrieben wanderten nach München, wie diese Plandrehbank aus dem Jahre 1830.



Die Mittel, mit denen die Technisierung begann, muten uns zuweilen recht primitiv und unzulänglich an. Dies hier ist ein wassergetriebener Hammer in einer Sensenschmiede etwa aus dem Jahre 1800. Bevor er ins Deutsche Museum gelangte, pochte er im Schwarzwald.

Ein Geschenk der GHH an das Deutsche Museum ist dieser über 200 000 000 Jahre alte versteinerte Schuppenbaum.



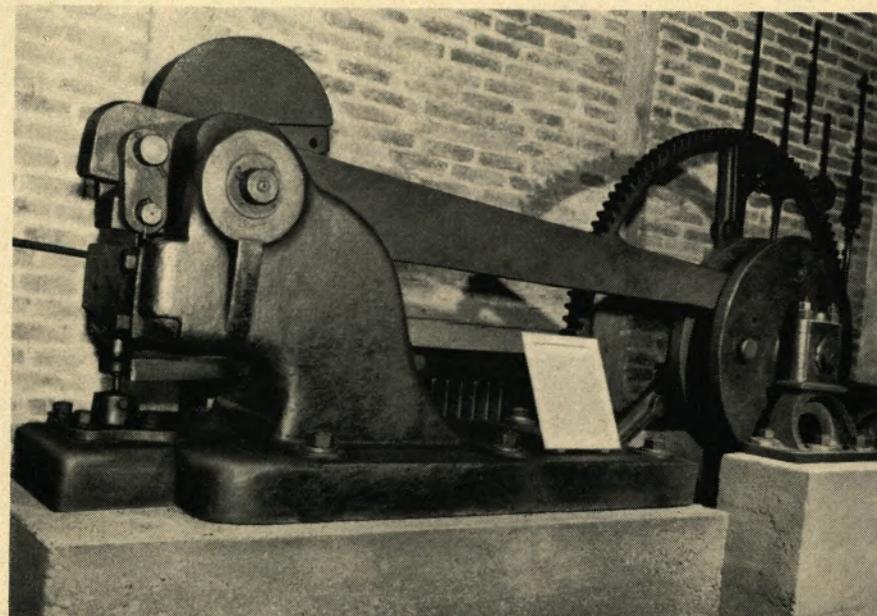
wollte man München ganz gerecht werden. Und nach all diesen überwältigenden Eindrücken sollte das Deutsche Museum noch genügend Anziehungskraft besitzen, das bisher Gesehene zu überflügeln? Wir zweifelten alle sehr daran. Nun, um es vorweg zu sagen: es überflügelte!

Durch den Eingang an der Isarseite betritt man das Portal und steht gleich darauf im großen Vorhof des Museums. Die große Zahl von Kraftfahrzeugen mit Kennzeichen aus allen Ecken Deutschlands und dem Ausland ließ die starke Anziehungskraft des Deutschen Museums bereits ahnen. In seinem Büro empfing uns Herr Professor Auer und gab uns in seiner Begrüßung manchen guten Rat, die vorgesehenen Tage so zu nützen, damit wir bei der Kürze der Zeit soviel als möglich in uns aufnehmen könnten. Heute, nachdem diese Woche

cher oder naturwissenschaftlicher Gegenstände. Aus den seit der Zeit der Renaissance beliebten privaten, meist fürstlichen Kunstgalerien, Naturalien- und Raritätenkabinetten entwickelten sich im 19. Jahrhundert die Museen als öffentliche Einrichtungen, die meist in eigenen Gebäuden und unter wissenschaftlicher Leitung stehen.“

Ich will ehrlich eingestehen, daß die nüchterne Abhandlung im Lexikon nicht gerade aufmunternd auf meine Fahrlust wirkte. Wie anders aber zeigte sich dann die Wirklichkeit: hell gestrichene Räume,

und modernste Elektrotechnik würde es doch zukünftig gewiß Fachmessen geben, auf denen ich mein Wissen ergänzen könnte. Doch wiederum wurde ich belehrt, und zwar gleich in doppelter Hinsicht. Wie ich es vermutet hatte, waren Modelle ausgestellt, die mir aus der Schule bekannt waren und die Grundlage zur Ausbildung in unserem Berufe bilden, etwa die Versuche zur Darstellung des Stromkreislaufes, der Anlaufeigenschaften verschiedener Elektromotoren, Schaubild des Drehfeldes an verschiedenen Modellen, Frequenzumwandlungen usw. Aber



Manche Maschine, die in den Hallen der GHH Jahre hindurch gedient hatte, wäre auf dem Schrottplatz gelandet, wenn nicht zwischen der GHH und dem Deutschen Museum eine enge Verbundenheit bestünde. Auch diese Hebellochstanze (1838) stammt aus Oberhausen.



Dieses Bild veranschaulicht, daß die Pferde auch dem Bergmann treue Helfer sein können. Es ist die Nachbildung eines oberbayerischen Bergwerks, wo teilweise heute noch Pferde eingesetzt werden, die aber — im Gegensatz zu früher — regelmäßig ans Tageslicht kommen.



Die Wasserkraft machte sich der Bergmann zur Förderung der Schätze bald zunutze; aber selten gab es unterirdische Wasserwege wie den 24 Kilometer langen Ernst-August-Stollen im Harz. An einem Seil zog der „Schlepper“ sich und die Erzlast im Kahn vorwärts.

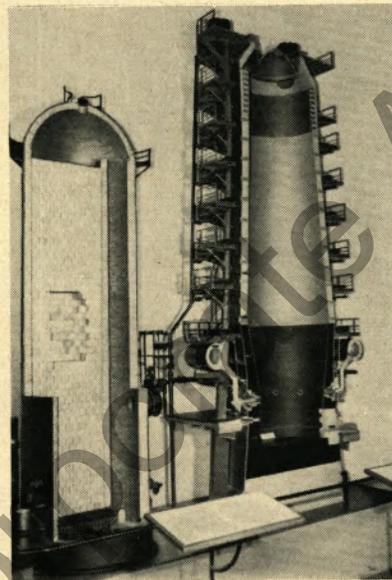
wie sie anschaulich gemacht wurden, wie verblüffend einfach sie die Erklärung für das Warum und Wieso brachten, das war für mich die erste Überraschung. Die nächste folgte in Gestalt einer Starkstromanlage mit Hörnertransformator und Stoßgenerator, eine der modernsten Anlagen, die die Elektrotechnik kennt. Was tut eine solche Anlage in einem Museum? Ist unsere Zeit mit ihren Erfindungen so schnelllebig, daß technische Apparate von heute schon morgen museumsreif sind? Als ich jedoch später unter anderen einige ebenso moderne Werkzeugmaschinen sah, glaubte ich zu wissen, daß das Deutsche Museum mit der Zeit gehen muß, wenn es seinen Ruf als naturwissenschaftliches Museum rechtfertigen und halten will. Und das erklärt vielleicht auch die Tatsache, warum so viele Wagen im Vorhof standen und immer wieder Studiengruppen ihren Weg nach München finden. So kam es auch, daß mich die Starkstromtechnik länger gefangen hielt, als ich geplant hatte. Doch sollten auch meine anderen Interessengebiete nicht zu kurz kommen.

Mit achtzehn Jahren muß man wohl oder übel an den Wehrdienst denken, nicht etwa als Schreckgespenst, aber auch nicht als sehr liebsame Unterbrechung der Fortbildung. Ich habe mir unter den vorhandenen Waffengattungen der Bundeswehr zwei ausgesucht, bei denen mir meine erlernten Fähigkeiten einmal von Nutzen sein könnten, sich zum anderen auch ver-

vollkommen ließen: Luftwaffe und Marine. Beide stehen heute auf einem technischen Hochstand, und daran hat die Elektrotechnik sicherlich kein geringes Maß beigetragen. So sah ich mir zunächst die Abteilung Flugtechnik an. Von Ikarus über die ersten Ballonfahrten, von der Rumpler Taube bis zur „dicken“, JU 52 und schließlich dem Düsenjäger Me 262 war alles versammelt, was die Entwicklung des Fliegens ausmachte. Gerade bei dem letztgenannten Modell mit seiner verwirrenden Apparatur und seinen hohen Geschwindigkeiten — und



Welchen Wert erhielt auf einmal der Rudergänger, von dem ich bis dahin nur in Büchern gelesen hatte; Brandsicherung, Radaranlagen, Echolot, drahtloser Funk — ein Rädchen greift in das andere, und der Mensch wird zum Beherrscher eines technischen Apparates, der die Natur besiegen will. Natürlich ist es betrüblich, wenn sich der Mensch dieses Apparates nicht allein zu friedlichen Zwecken bedient. Ich entdeckte U 1, einst der Stolz unserer Kriegsmarine und Anbruch einer neuen Epoche in der Seekriegsführung, heute nur noch ein Museumsstück, wenn man an die Bildberichte, an die Fahrt des ersten atomgetriebenen amerikanischen Unterseebootes denkt. Und wie die Seefahrzeuge haben auch die Marinekriegswaffen einen Höchststand erreicht, und wieder ist es die Elektrotechnik, die entscheidend daran mitwirkte. Wenn all dies augenfällig dargestellt wurde, so muß man dem Deutschen Museum uneingeschränkt sein Lob zollen. — Mein Steckenpferd ist das Sporttauchen.



Modell unseres selbsttragenden Hochofens 7, der 1951 erbaut worden ist. Das Gerüst des Ofens wurde 1915 errichtet.

Eine Nachbildung aus dem Erzbergwerk im Rammelsberg bei Goslar: Kettenförderung in Kübeln aus dem Jahre 1900.



Dinge erscheinen mir wichtig, wenn man das Ganze verstehen lernen will, von dem die Elektrotechnik ja nur ein Teil ist.

Auch die nautische Abteilung bot einen Entwicklungsquerschnitt von den Galeeren bis zum modernen Ozeanriesen. Wiederum waren es navigationstechnische Dinge, die meine Aufmerksamkeit besonders stark auf sich lenkten. So alltäglich erscheinende Dinge wie ein Magnet- oder Kreiselkompaß erhielten hier lebendige Gestalt, nicht zuletzt wieder einmal durch die liebenswürdige Hilfeleistung der Museumsangestellten. Die Vielfalt der Einzelfunktionen, die die Sicherheit eines jeden Schiffes ausmachen, bot das Modell einer Kommandobrücke. Wie klein wirkten hier die erwähnten Kompassse, wie wichtig aber auch, wenn man über ihre Bestimmung nachdachte.

Wie überrascht war ich daher, auch darüber Einzelheiten im Deutschen Museum zu finden. Von der Taucherbrille und dem Schnorchel über ein Sauerstoffgerät bis zum modernsten Zweiflaschenpreßlufttauchgerät fand ich alles, was meine geheimen Wünsche darstellen.

Mein Bericht geht zu Ende. Es wäre jedoch gegenüber den anderen besichtigten Abteilungen ungerecht, sie nicht zu erwähnen. Physik und Chemie, die Kernstücke der Elektrotechnik, die Abteilungen Optik und Akustik — alle aufzuzählen ließe Bände füllen. Wie ich schon eingangs schrieb, reichte die Zeit nicht, sie mit der ihnen gebührenden Aufmerksamkeit zu studieren. Wenn ich alles in allem zusammenfasse, so darf ich in ehrlicher Überzeugung sagen: was mir bisher vom Deutschen Museum bekannt geworden war, ohne daß sich damit der Wunsch verband, ihm einen Besuch abzustatten, das hat sich inzwischen in den Wunsch verwandelt, hier öfter sein zu können, nicht allein um Vergangenes sehen zu können, sondern vielmehr, um die Beziehungen zwischen den Erkenntnissen der alten und der neuen Zeit naturwissenschaftlich zu erforschen und auszuwerten.

Der Schluß meines Berichtes sei Gegenstand des Dankes an das Deutsche Museum, das es mir ermöglichte, diese große wissenschaftliche Ausstellung gesehen zu haben; es war eine wirkliche Bereicherung meines Wissens auf allen Gebieten. Wenn je Forschergeist sichtbar gemacht werden konnte, so hier in München.

Zu den zuletzt erworbenen Ausstellungsstücken gehört diese „Ju 52“. Darüber: Doppeldecker der Brüder Wright.

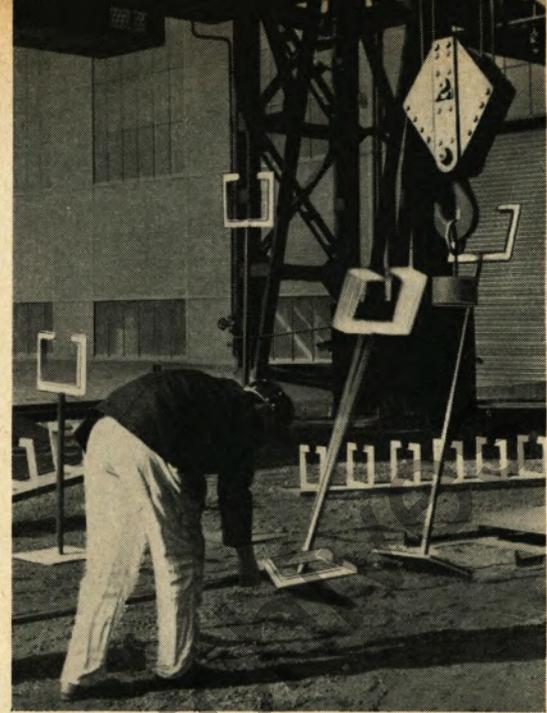
UNSERE KRANFÜHRERSCHULE

Seit Anfang dieses Jahres verfügt unser Werk über eine eigene, modern eingerichtete Kranführerschule. Auch ein Übungskran mit einer Vollsichtkanzel und mit wahlweise zu benutzender Controller- oder Schützensteuerung steht zur Verfügung. Künftig werden alle neu einzustellenden Maschinisten hier ihre Ausbildung als Kranführer erhalten. Auch unsere Schlosserlehrlinge werden hier vor Ablegung ihrer Gesellenprüfung als Kranführer ausgebildet werden, damit sie später im Betrieb universell eingesetzt werden können.

Die Ausbildung als Kranführer verlangt nicht nur die Beherrschung der notwendigen Handgriffe an den Steuerorganen, sondern auch eine ausgeprägte Zuverlässigkeit und Handlungsbereitschaft. Diese planmäßige Schulung abseits vom Betriebsleben soll den Kranführern eingehende Kenntnisse vermitteln und vor allem den Auszubildenden Gelegenheit geben, sich durch Übungsfahrten die erforderliche Geschicklichkeit anzueignen. Die Ausbildung dauert eine Woche. In dieser Zeit muß der Ausbilder erkennen, ob der Anwärter die

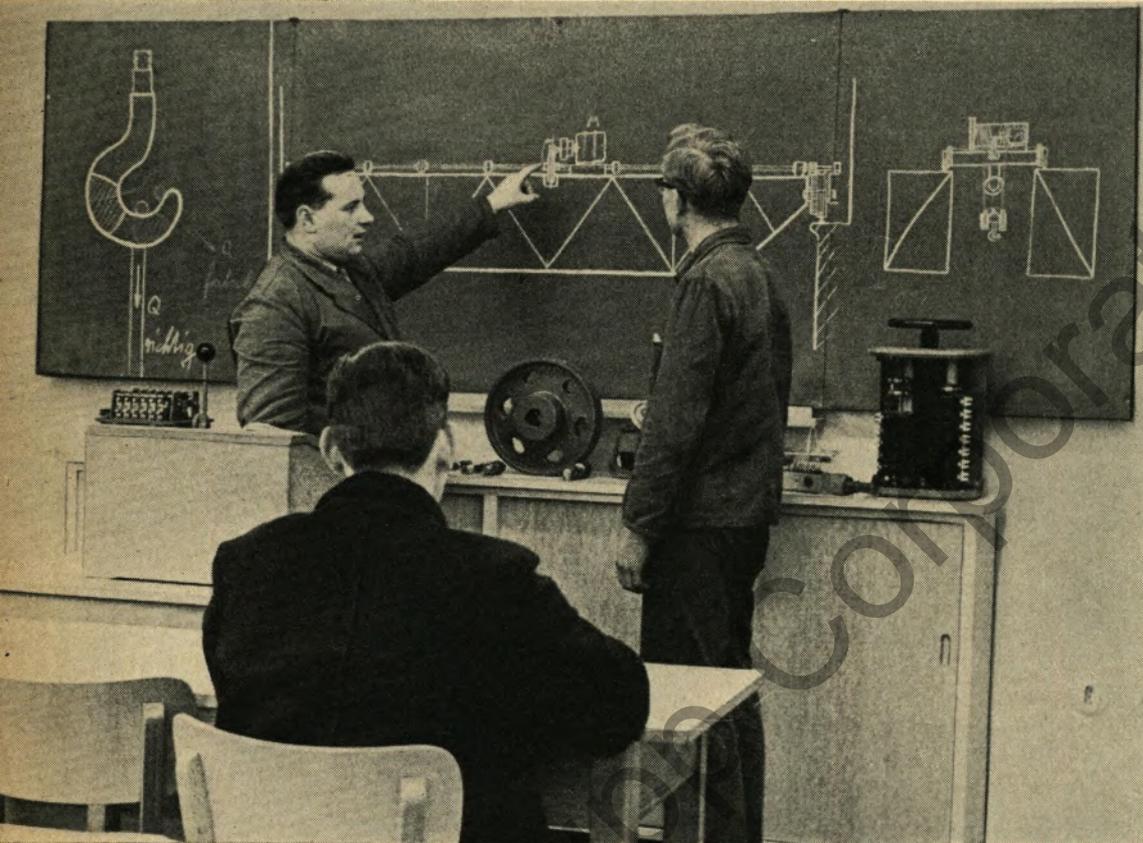
Voraussetzungen für diesen Beruf mitbringt. Für den Kranführer ist Voraussetzung, daß er schwindelfrei und nicht körperbehindert ist sowie bei ihm keine Beschränkung der Sehfähigkeit vorliegt, z. B. Einäugigkeit oder Behinderung der Sehschärfe eines oder beider Augen unter 3/6 normal. An Fähigkeiten und Fertigkeiten sind zu fordern: Aufmerksamkeit, rasche Überlegung, rasche Reaktion, gutes Augenmaß und gutes Gleichgewichtsempfinden.

In der Schulung erhält der Kranführer Unterweisungen über den Aufbau des Kranes, über maschinelle und elektrische Einrichtungen, über Transportmittel und die zu beachtenden Unfallverhütungsvorschriften. Dabei wird dem Kranführeranwärter der Ausbildungsstoff möglichst praxisnah vorgetragen. An Hand von Anschauungsmaterial wie zerrissene oder angerissene Seile, verschmorte Kontaktfinger, verbrannte Bremsen usw. werden ihm die Folgen einer falschen Wartung oder unsachgemäßer Kranbedienung vor Augen geführt. Am Modell einer Magnetbremse wird die richtige Ein-



Udo Uhl war bisher Bote. Jetzt wird er zum Kranführer für die Eisenhütte ausgebildet. Auf unserem Bild richtet er die Hindernisse wieder auf, die Lehrling Bleichard mit dem Übungsgewicht umgerissen hat.

Zwei „Schüler“ hat Ausbilder Helmut Welsch (links) in jedem Kursus. Hier erklärt er dem Maschinenschlosserlehrling Karl-Heinz Bleichard an der Tafel an Hand einer Zeichnung die Kranbrücke. Im Vordergrund sitzt Udo Uhl.



stellung der Bremslüftmagnete geübt. Hinzukommen praktische Fahrübungen und Transportaufgaben, wobei die Übungsaufgaben von Tag zu Tag gesteigert werden. Wie aus den Bildern ersichtlich ist, werden als Übungsgeräte Bügel verschiedener Höhe und Hindernisse gestellt, die mit einem entsprechenden Lastgewicht durchfahren werden müssen. Man beginnt mit einfachen Übungen, wo der Kranführeranwärter Zielfahrten getrennt nach Längsfahrt, Katzfahrt und Hub ausführen muß. Wenn der Prüfling diese Bewegungsarten des Kranes beherrscht, werden die Anforderungen durch Schrägfahren in der Ebene gesteigert, bis schließlich der Kranführeranwärter mehrere Bewegungen gleichzeitig ausführen muß. Er muß den Kran und die Katze verfahren und das Lastaufnahmemittel der Höhe nach bewegen.

Wenn der Kranführer alle diese Schulungen mit Erfolg durchlaufen hat, braucht er selbstverständlich noch eine gewisse Einarbeitungszeit auf dem von ihm zu besetzenden Betriebskran. Die praktische Schulung in der Kranführerschule ermöglicht es ihm aber, sich schnellstens der Betriebsituation anzupassen.

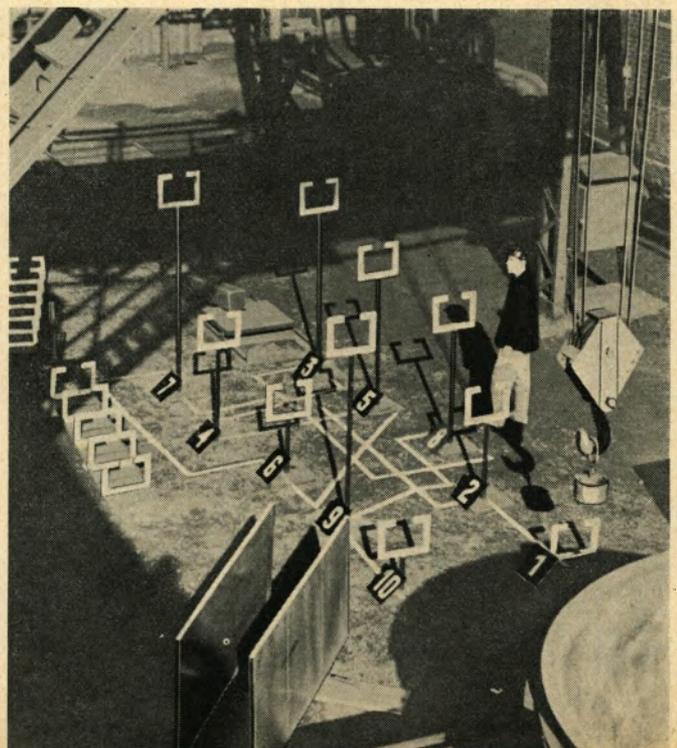
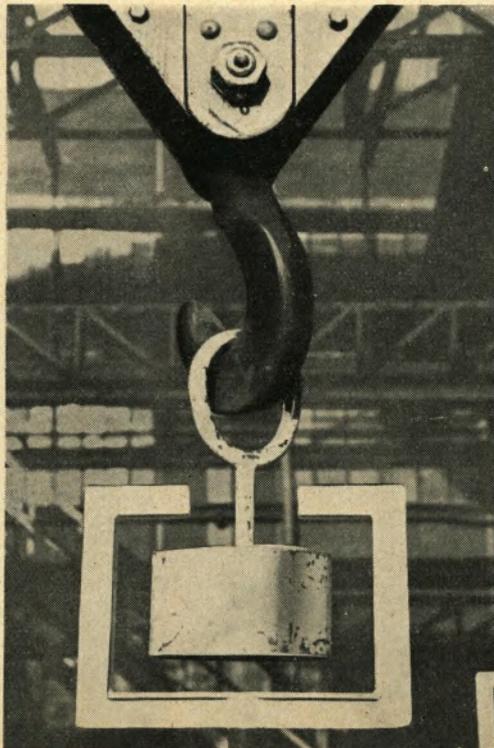
Wir hoffen, daß wir mit der Ausbildung der Kranführer in unserer eigenen Schule auch einen Weg beschriften haben, unsere Kranunfälle auf ein Minimum herabzudrücken.

Ho.

Unser Bild verdeutlicht, daß es gar nicht so leicht ist, durch die Hindernisse zu „fahren“. Wir zeigen den Blick des Kranführers. Bild rechts zeigt dieselbe Kranstellung jetzt von der Seite. Na?

Genauer geht's kaum noch! Aber das Bild links unten läßt diese Exaktheit nicht ahnen, weil der Blick aus der Krankanzel einen ungünstigen Winkel hat. Kranführer müssen ein geübtes Auge haben!

Das Bild sieht verwirrend aus; da kann doch kein Mensch, noch dazu mit einem kleinen Gewicht am Kranhaken, hindurchfahren! Nun, Kranführer beweisen täglich, welche Kunststückchen sie fertigbringen. Eine solche „wirre“ Schulung ist deshalb nur von Nutzen für den Anfänger.



Ideen dienen uns allen

1365 DM Prämien für gute Verbesserungsvorschläge

Gute Ideen können jedem von uns kommen. Nur werden sie von den Kollegen verschieden behandelt. Der eine denkt gar nicht weiter darüber nach, der andere schreibt seine Ideen auf, verlegt aber dann den Zettel irgendwohin, wo er ihn bald vergißt. Wer es aber so macht, wie es die folgenden Kollegen getan haben, der kann bei Gelegenheit gewiß auch einmal mit der Ausschüttung einer Prämie rechnen, die es ihm ermöglicht, sich einen Wunsch außer der Reihe zu erfüllen. Nur keine Ideen verkommen lassen, dazu sind sie wirklich zu schade.

Es liegt doch auf der Hand, daß Ideen, die sich in gute Verbesserungsvorschläge verwandeln lassen, uns allen dienen. Gerade in der gegenwärtigen Zeit sollten wir es uns zur Aufgabe machen, unseren Arbeitsbereich daraufhin zu untersuchen, ob nicht etwas handlicher gestaltet werden kann, ob nicht eine Einsparung an Kraft- oder Materialaufwand zu verwirklichen wäre und ob wir nicht irgendwo eine Unfallgefahr entdecken. Wie gesagt: Ideen dienen uns allen!

Fotowettbewerb

Unter dem Titel „Unsere Welt im Bild“ hat der Deutsche Gewerkschaftsbund einen Fotowettbewerb ausgeschrieben. Teilnahmeberechtigt sind alle Mitglieder der im DGB vereinten Gewerkschaften. Die Fotos sollen Motive des gewerkschaftlichen Aktionsprogramms beinhalten, in dem gefordert werden: kürzere Arbeitszeit, höhere Löhne und Gehälter, größere soziale Sicherheit, gesicherte Mitbestimmung und besserer Arbeitsschutz. Gesucht werden die lebendige und ausdrucksvolle Darstellung in negativen und positiven Beispielen.

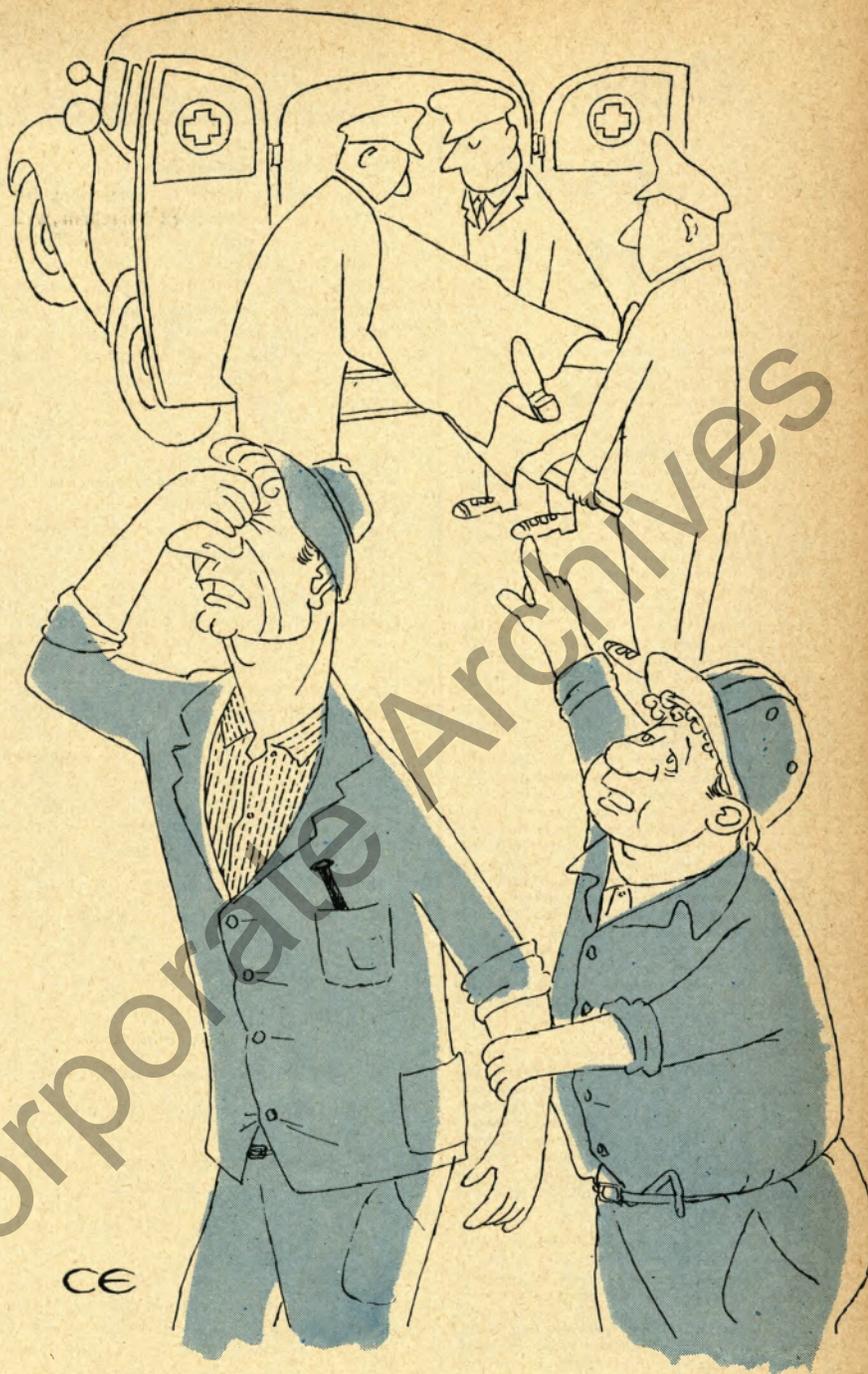
Als Gewinne sind ausgesetzt 5 Preise zu je 500 DM und 10 Preise zu je 250 DM. Darüber hinaus sollen weitere Fotos zu je 50 DM angekauft werden. Die Preisträger werden von einer Jury ausgewählt, der u. a. die Lichtbildnerin Liselotte Strelow, Düsseldorf, und Professor Dr. Otto Steinert, Saarbrücken, angehören. Sämtliche von der Jury ausgewählten Fotos sollen während des Bundeskongresses des Deutschen Gewerkschaftsbundes vom 7. bis 12. September 1959 in Stuttgart in einer Ausstellung gezeigt werden.

Im Januar konnten wieder folgende Kollegen und eine Kollegin aus Oberhausen und Gelsenkirchen eine Prämie kassieren, weil sie sich mit Erfolg am betrieblichen Vorschlagswesen beteiligt haben:

Zunächst in Oberhausen: Horst Brosa, Karl Nowak und Martin Gröger, Maschinenbetrieb Stahl- und Walzwerke: Verbesserung der Sandstreuanlage an Dieselloks; Helmut Brachvogel, Grobblechwalzwerk: Beseitigung einer Unfallgefahr im Blechwalzwerk; Kurt Christ und Hermann Hellwig, Maschinenbetrieb Stahl- und Walzwerke: Abschiebevorrichtung für die Schienenzurichterei; Otto Dietrich und Franz-Josef Förster, Maschinenbetrieb Hochöfen, Reparaturbetrieb: Arbeiterleichterung bei der Reparatur der Luftfilteranlage; Gerhard Engelhardt, Elektrischer Betrieb Stahl- und Walzwerke: Sperrhebel an Bündeltaschen der Zurichterei Feinstraße; Wilhelm Hinkemeyer, Siemens-Martin-Stahlwerk: Änderung der Abstichrinne am Rotor; Heinrich Janssen und Friedhelm Neuhaus, Maschinenbetrieb Stahl- und Walzwerke: Verbesserung an der Dickstoffkreiselpumpe; Karl Leich, Elektrischer Betrieb Blechwalzwerke: Schaltungsänderung an der Wippe Mittelblechwalzwerk; Heinrich Peters, Poststelle: Verbesserung des Postverteilerkastens; Matthias Peukert, Maschinen- und Reparaturbetrieb Blechwalzwerke: Verbesserungen an der Teilschere der Quartostraße; Alois Polczyk, Walzwerke Zurichterei: Verbesserung an den Bündeltaschen der Feineisen-Zurichterei; Johann Popko, Maschinenbetrieb Hochöfen, Reparaturbetrieb: Änderung der Schlackerinne zur Granulierungsanlage; Jakob Schmeier, Maschinenbetrieb Hochöfen, Kraftbetrieb: Beseitigung einer Unfallgefahr an Schlammwagen; Peter Schneider, Maschinenbetrieb Stahl- und Walzwerke: Prämienhöhung für eine Änderung von Führungen der Feinstraße.

Und Gelsenkirchen: Heinrich Kock, Kaltwalzwerk: Verbesserung beim Einfetten von Draht; Kurt Renneberg, Walzwerk: Beseitigung einer Unfallgefahr an den Walzenständern; Ursula Herzel, Poststelle: Verbesserung im Postversand.

Für die prämierten Verbesserungsvorschläge wurden im ersten Monat dieses Jahres in Oberhausen und Gelsenkirchen zusammen 1365 DM ausbezahlt.



PIEPENHEIN UND WOTTELBUCK

Wottelbuck: „Hör mal zu, Langen, gezz stellze dich aber doch 'n bißken an, meinze nich auch?“
Piepenhein: „Mensch, laß mich los, ich kann sowatt nich sehn, dann wirtet mir immer schummrig im Magen und schwaaz vor de Augen!“

Wottelbuck: „Kerl, Hein, reiß dich doch mal watt zusammen! Wenn mir das passiert wär, dann wärbe doch aunich weckgelaufen, oder etwa doch?“

Piepenhein: „Wenn ich dattoch nich sehn kann...“

Wottelbuck: „Ich tät jedenfalls nich abhaun, wenne mal 'n Klitzken auffem Kopp kriss, mein Lieber, datt sarich dir gezz schon. Könntes dann höchstens noch ein von mit dabeikriegen. Wenn son armen Hund daliegen tut, dann denker an euer Innenleben, dann habter auf einmal Gefühle wie sonne Tante aus meine Oma ihren Kaffeekränzken. Beim Biertrinken, da merkse überhaupt nich, datte aunoch 'n Magen hass — da tätze lieber 'n Halz ham bis unten inne Buxe — und ett wird dir aunich schwaaz vorde Augen, wenne mal 'n paar schöne Tassen voll auf hass. Kerl, Hein, kuck dir datt an, du biss nämlich auch einen von die Ölfunzeln, die immer Kitt auffe Augen ham, wenne durch de Betriebe ziehn.“

Piepenhein: „Datt brauchse mir doch gezz nich allet zu erzählen!“

Wottelbuck: „Datt is überhaupt die beste Gelegenheit, mein lieber Hein! Gezz wertich dir noch ganz watt andert erzählen! 'N schönern Anschauungsunterricht für euch gibtet doch ganich. Ich gönne ja kein'n watt schlechtet, aber ich muß schon sagen, dat schreckt mächtig ab!“

Piepenhein: „Hör endlich auf, ich kann datt weder sehn noch hörn, datt geht mir anne Nerven!“
Wottelbuck: „Langen, ich will ma 'n paar fanümfittige Wörter mit dir reden. Kuck ma, du gibst doch zu, datt hätte dir auch passieren könn'n, nich?“

Piepenhein: „Datt muß ich ja wohl oder übel zugeben.“

Wottelbuck: „Dann hör weiter zu: Man kann sich doch darüber streiten, ob dat arme Schwein Schuld hat an sein'm Unglück oder nich?“

Piepenhein: „Nee! Kann man nich drüber streiten. Schuld hat der Priemkopp, der die lange Zange da oben liegen lassen hat. Iss doch ganz klaar!“

Wottelbuck: „Wenn datt klar iss, dann dat nächste: Hat der arme Deubel nich doch 'n bißken Schuld. Ich meine er selbs?“

Piepenhein: „Wieso datten? Wie kommse darauf?“

Wottelbuck: „Sei ehrlich! Hattern Schutzhelm aufgehabt?“

Piepenhein: „Nee, sonz hätter gezz kein Loch inne Plät.“

Wottelbuck: „Hatter also Schuld oder nich?“

Piepenhein: „Wennde datt so betrachtes.“

Wottelbuck: „Watt heißt: Wennde datt so betrachtes? Faß dich gezz ma an dein'n eigenen Kopp und sach, watt die Zange gemacht hätte, wenn se auf deinen Dussel gefallen wär!“

Piepenhein: „Fadammt nochmal! Da wollze daraufraus? Kerl, son Umweg!“

Wottelbuck: „Ohne Umwege erreicht man bei dir nix! — Wo rennze denn hin auf eima?“

Piepenhein: „Mein'n Helm holn!“

Wottelbuck: „Bring Hammer un Nagel mit!“

Piepenhein: „Wozu datten?“

Wottelbuck: „Dattich dir den Helm an dein'n Holzkopp festklopp, sonst lästen morgen doch wieder in'm Spind.“

Wieder einmal:

Schutzhelm als Lebensretter

Erst kürzlich berichteten wir unter der Überschrift „Ein Bolzen traf genau den Kopf“, daß ein Filzhut den Schutzhelm

nicht ersetzen kann. Heute haben wir erneut Gelegenheit, den Schutzhelm als Lebensretter zu zeigen.

Bei Reparaturarbeiten am Drehlaufkran im Thomasstahlwerk wurde ein Preßluft-Niethammer benutzt. Durch ein Versehen löste sich der Döpper aus dem Hammer und fiel aus acht Meter Höhe herab. Er hätte dem Kollegen Herbert Möller, der unten auf dem Hallenboden in gebückter Stellung arbeitete, zweifellos eine schwere, vielleicht sogar tödliche Verletzung zugefügt, wenn Möller nicht seinen Schutzhelm getragen hätte. Der Kollege kam mit einer kleinen Platzwunde am Hinterkopf davon. Sein Schutzhelm dagegen kann in Zukunft nur noch Anschauungszwecken dienen. Durch den Aufprall des 1,2 Kilogramm schweren Döppers wurde die federnde Innenausstattung des Schutzhelmes stark deformiert und die Helmschale am hinteren Ende etwa sechs Zentimeter eingerissen. — Auch dieser Vorfall zeigt wieder überzeugend die gute Schutzwirkung des Helmes. Über den zerstörten Schutzhelm braucht sich Möller gewiß keine Sorgen zu machen, es gibt genügend Ersatzhelme. Mit dem Kopf wäre es schwieriger gewesen: denn... Hey.



Das gute Wort

Mit Vorbedacht wurde die Überschrift gewählt, um an die Worte anzuknüpfen, die Arbeitsdirektor Strommenger auf der Jubiläumsfeier ausgesprochen hat.

Reibungsflächen gibt es immer im menschlichen Zusammenleben, und das gute Wort ist ein probates Mittel, das glättend in das Räderwerk der gegenseitigen Beziehungen eingreift. Da es von oben nach unten richtig verstanden und zur rechten Zeit ausgesprochen werden soll, so hat es umgekehrt nichts mit Schmeichelei zu tun. Gewiß, vor Schmeichelei soll man sich hüten; sie trüben die klare Urteilskraft. Aber es wäre vermessen zu glauben, daß derjenige, der in aller Aufrichtigkeit ein gutes Wort seinem Mitmenschen zollt, nicht auch liebenswerte Charakterzüge und eine anständige Gesinnung hätte.

Der Mensch wird in seinem Tun und Lassen danach beurteilt, wie er in seiner Umgebung und nach seiner Einsicht lebt. Was soll man von einem Menschen denken, der von einem wahren Berufsethos erfüllt ist, aber im kleinen, unauffälligen Alltag keinen Blick, geschweige denn ein Wort, für die Sorgen seiner Umwelt hat. Es sage keiner, diese guten Worte als Brücke von Mensch zu Mensch seien im Tempo unserer Zeit nicht mehr angebracht oder gar überflüssig! Nun, die Zeit hat uns hart und rauh gemacht. Wir sind abgespannt, müde, nervös und in manchen Dingen gleichgültig geworden. Aber es geht nur um den Anfang, und beginnen kann immer nur der einzelne in seinem Kreis, bei seiner Arbeit.

Wir müssen uns aber fragen: Haben wir noch die innere Bereitschaft, zur rechten Zeit das rechte Wort zu finden, um Meinungsverschiedenheiten auf ein menschlich erträgliches Maß zurückzuführen? Lassen wir nicht allzuoft unserer Ichsucht freien Lauf, verzichten wir nicht zu sehr auf Rücksichtnahme, vor allen Dingen jenen Menschen gegenüber, die von uns abhängig sind?

Da gibt es neben den Schmeichlern eine andere Kategorie von Menschen, die in das Gegenteil verfallen. Die da meinen, sie müßten sich etwas vergeben, die in gewisse innerliche Konflikte geraten, ehe sie den Mut zu einem freundlichen Wort, zu einem Lob finden. Erst wenn ein Mitarbeiter in den wohlverdienten Ruhestand tritt oder uns für immer verläßt, entdeckt man nachträglich, daß er auch seine guten Seiten hatte und einer unserer Besten war. In Reden und Nachrufen pflegen wir zusammenzufassen, was es an Lobsprüchen überhaupt gibt. Mit dem letzten Gedanken zeigen wir die Reue über eigenes Versagen und haben vergessen, das gute Wort zur rechten Zeit zu finden.

Und doch klingt es so anspruchslos und ist so einfach, dieses gute Wort. Ein ganzes Betriebsklima könnte daran gesunden; denn von diesem Wort, vom Ich zum Du, leben wir! Warum sollte man nicht auf der Straße, in der Bahn, im Betrieb oder Büro mit einem freundlichen Gruß, einem guten Wort, ein bißchen Güte verwirklichen? Es soll Betriebe geben, in denen ein freundliches Wort des Chefs mehr zur Besserung des Klimas beitragen würde als eine allgemeine Lohnerhöhung. Das Beispiel mag übertrieben sein. Es zeigt uns aber, welche Bedeutung heute auf Betriebsebene dem Problem der menschlichen Beziehungen beigemessen werden muß.

Was uns not tut, ist das ständige Bemühen um die Verbesserung und Festigung des betrieblichen Zusammenlebens überhaupt. Das gute Wort wird dabei seine Wirkung nicht verfehlen. Es hat Anziehungskraft und kann zugleich ein Ansporn sein. Es brauchen nicht große Worte zu sein, diese guten Worte. Sie wirken oft Wunder — beim anderen und bei uns selbst.

Möge das gute Wort dazu beitragen, die menschlichen Beziehungen auf beiden Seiten zu fördern. Jeder soll mitwirken zum Wohle des Ganzen; keinem zu lieb und keinem zu leid. Das Gesetz unseres Handelns aber hat eine alte Spruchweisheit so recht formuliert:

„Wenn Güte von uns ausgeht, dann werden wir auch Güte erfahren, wenn Schlechtes von uns ausgeht, dann werden wir auch Schlechtes erfahren. Alles, was von uns ausgeht, findet die entsprechende Antwort!“

Fritz Deifuß, PA

Sprachrohr der Belegschaft

Amüsantes Haustelefon

Ich habe mit großem Interesse Ihre Berichterstattung unter der Überschrift „Wie wohnt man im Hochhaus“ gelesen. Da ich in diesem „hohen Haus“ wohne — Sie selbst nennen es so — kann ich aus eigener Erfahrung Ihre Reportage nur noch unterstreichen. Ich fühle mich hier sehr wohl. Aber ich möchte Ihnen einmal von einer Kuriosität berichten, die sicherlich amüsant ist:

Wie Sie selbst schreiben, haben wir im Hochhaus eine Haussprechanlage, die den Eingang mit den Wohnungen verbindet. Diese Einrichtung ist zweifellos sehr schön, sie hat aber einen Haken. Wer aber schlecht darüber denkt, ist ein Spaßverderber. Ich finde die Sache nämlich sehr anziehend und viele andere hier im Hause auch. Hören Sie mal zu: Die Haussprechanlage verbindet den Eingang nämlich nicht nur mit jeweils einer Wohnung, sondern mit allen anderen gleichzeitig, wenn man nur den Hörer abnimmt. So kann es geschehen, daß Sie Zeuge von manchmal recht unterhaltsamen Gesprächen werden können. Sie nehmen nur den Hörer ab und lauschen. Meist brauchen Sie nicht lange zu warten, dann erleben Sie folgendes:

„Hallo, wer ist dort bitte?“

„Friedwald mein Name. Ich komme von der Firma Hempel und Co.“

„Wir brauchen leider nichts.“

„Aber...“

„Wir brauchen wirklich nichts.“

„Ich verstehe nicht. Ich wollte doch...“

„Entschuldigen Sie bitte, unser Bedarf ist gedeckt!“

„Ich wollte aber doch nichts verkaufen.“

„Was wünschen Sie bitte?“

„Wir möchten die bestellten Waren bringen.“

Nett solche Gespräche, fürwahr. Es gibt sie in allen Variationen, ganz davon zu schweigen, wenn ein Ehemann einmal spät nach Hause kommt und den Schlüssel vergessen hat. Das Haustelefon sorgt für Unterhaltung bei uns im Hochhaus. Aber die Nachbarn dürfen es nicht wissen, wenn ich auch fest davon überzeugt bin, daß sie auch ganz gerne mal hinein hören. Verraten Sie mich deshalb nicht!

Ein Hochhausbewohner

Gedränge auf Parkplätzen

Seit einiger Zeit ist der Parkplatz Neu-Oberhausen am Tor 10 so mit Personenkraftwagen überfüllt, daß die Kollegen der Mittagschicht manchmal nicht wissen, wo sie noch eine Parklücke finden sollen. Die Kollegen der Frühschicht finden dann ihre Fahrzeuge eingeklemmt vor, können weder vor noch zurück, und dann gibt es gewöhnlich Ärger! Ich meine, der Parkplatz könnte noch vergrößert werden, indem der Grünstreifen mit in die Parkfläche einbezogen wird. Ist der Parkplatz von der Frühschicht schon belegt, steht jetzt immer jemand vom Werkschutz da und leitet die überfälligen Wagen zum Parkplatz am Ledigenheim.

Meine Kollegen — in deren Namen ich spreche — und ich selbst finden es nicht schön, daß einem bei Regen und Matsch noch ein weiter Anmarschweg zum Arbeitsplatz aufgezwungen wird. Ich bitte also im Namen meiner Kollegen, den Parkplatz am Tor 10, der sowieso nicht einer von den besten ist, zu erweitern. Gleichzeitig möchte ich den Antrag stellen, einen Wasserhahn anzubringen, damit man wenigstens einmal die Windschutzscheibe seines Wagens sauber machen kann.

Leo Knickhoff, Neu-Oberhausen

Anm. d. Red.: Es ist richtig, was der Kollege Knickhoff geschrieben hat: Der Parkplatz Osterfelder Straße ist immer überfüllt. Demgegenüber wird die freie Fläche am ehemaligen Ledigenheim kaum von den Kraftfahrern zum Parken ihrer Wagen benutzt. Wir haben einmal beide Plätze fotografiert: Während sich auf dem eigentlichen Parkplatz die Wagen förmlich „drängen“ und die Kraftfahrer sich gegen-



seitig den Platz und die Ausweichmöglichkeit nehmen, wird die zweite Parkfläche vor dem ehemaligen Ledigenheim von den meisten Autofahrern übersehen. Der Werkschutz meint nun aber, es sei wirklich kein unzumutbares Ansinnen, wenn er verlangt, daß die Besitzer von Kraftwagen den

Ausweichparkplatz benutzen, wenn die erste Abstellfläche schon überbelegt ist. Der „Anmarschweg“, wie der Kollege Knickhoff die zusätzlichen 100 Meter zum ehemaligen Ledigenheim nennt,



sind doch gewiß kein unmögliches Verlangen, wenn man dadurch Ärger und groben Worten aus dem Weg gehen kann. Die Kraftfahrer sind heute so wieso geneigt, keinen zusätzlichen Schritt zu machen, sie sollten deshalb gestrost einmal ein Stück laufen. Eine Erweiterung des Parkplatzes ist nach Angaben des Baubetriebes nicht vorgesehen, da der Platz aus Gründen der Werkschutzweiterung in absehbarer Zeit nicht mehr zur Verfügung steht. — Der zweite Punkt des Leserbriefes befaßt sich mit der Anlage einer Wasserentnahmestelle. Seit einiger Zeit befindet sich jetzt bereits auf dem Parkplatz Osterfelder Straße ein Wasserhahn, so daß die Kraftfahrer die Möglichkeit haben, die Windschutzscheiben ihrer Wagen zu reinigen.

Das leidige Blausteinpflaster

Ich möchte noch einmal ein Problem zur Sprache bringen, das ein Kollege schon in der letzten Belegschaftsversammlung anschnitt. Es geht um das Straßenpflaster der Zufahrtsstraßen zum Werk. Wenn es dem Arbeitsschutz wirklich daran gelegen ist, Gefahrenquellen auszuschalten, dann sollte er nicht locker lassen, die verantwortlichen Stellen des Werkes und insbesondere auch der Stadtverwaltung auf den schlechten Zustand besonders der Essener und der Osterfelder Straße aufmerksam zu machen. Gefahrenstellen erster Ordnung bildet das Blausteinpflaster, besonders, weil die Fahrbahn an verschiedenen Stellen stark gewölbt ist. Auch die Straßenbahnschienen, die oft viel zu tief im Pflaster liegen, tragen nicht gerade zur Hebung der Verkehrssicherheit bei. Sobald das Pflaster feucht ist und die ständig darauf lagernde Staubschicht wie Schmierseife wirkt, muß sich jeder Verkehrsteilnehmer auf eine Rutschpartie gefaßt machen. Ganz gleich, ob es sich um Zweiradfahrer oder um Autofahrer handelt.

Der Arbeitsschutz beklagt sich über das Ansteigen der Wegeunfälle. Ich glaube aber, man sollte sich vielmehr darüber wundern, daß diese miserablen Straßenteile, die täglich von Tausenden von Fahrzeugen benutzt werden, noch nicht mehr Verkehrsopfer gefordert haben. Sicherlich ist die Asphaltierung einer Straßendecke ein finanzielles Problem; aber man hätte wenigstens schon einmal den guten Willen zur Unfallbekämpfung dadurch zeigen können, indem man das Blausteinpflaster, das überall als schlüpfrig bekannt ist, aufräumte. Vielleicht wäre es einmal interessant, an Hand von Zahlen zu beweisen, wie sich die Verkehrsunfälle auf der vor einigen Jahren asphaltierten Strecke der Essener Straße zwischen Einmündung Osterfelder Straße und Hauptverwaltung entwickelt haben.

R. F., Neu-Oberhausen

Anm. d. Red.: Wir haben den Brief an Hauptsicherheitsingenieur Hoppe mit der Bitte weitergegeben, eine eingehende Entgegnung darauf zu schreiben. Der Arbeitsschutz teilt daraufhin mit: Der schlechte Zustand der Anfahrtsstraßen zu unserem Werk wird auch von der Abteilung Arbeitsschutz mit Besorgnis beobachtet. Wir sind derselben Ansicht, wie der Kollege F., daß das Blausteinpflaster, besonders wenn eine Staubschicht darauf lager und Nässe hinzukommt, für alle Verkehrsteilnehmer eine außerordentliche Gefahr darstellt. Wir haben uns deshalb schon vor längerer Zeit beim Straßenbauamt der Stadt Oberhausen darum bemüht, damit diese Straßenzustände verbessert werden. In einzelnen Fällen ist es uns auch gelungen, in bezug auf Beleuchtung, Beschilderung und Anbrin-

gen von Signalanlagen eine Besserung zu erreichen oder zumindest auf die Gefahrenstellen aufmerksam zu machen. Für die Beseitigung des Grundüblems aber fehlten der Stadt bisher die Etatmittel. Trotzdem können wir heute dem Kollegen F. eine erfreuliche Mitteilung machen. Gemeinsam mit der Bauabteilung haben wir uns mehrfach mit Herrn Oberbaurat Schäfer vom Straßenbauamt Oberhausen über die schlechten Zufahrtsstraßen zum Werk unterhalten. Vielleicht hat unser wiederholtes Drängen mit dazu beigetragen, einige beabsichtigte Vorhaben zu beschleunigen. So wurde uns mitgeteilt, daß der Auftrag auf Überholung der Osterfelder Straße inzwischen einer Unternehmerfirma übertragen wurde, mit der Arbeit soll in Kürze begonnen werden. Die Osterfelder Straße wird von der Einmündung Essener Straße auf etwa 300 Meter Länge mit einer Teersplittdecke überzogen. Die Fugen zwischen den Steinen werden ausgefüllt und der Bordstein reguliert. Auch die zu tief liegenden Straßenbahngleise sollen angehoben werden.

Die Duisburger Straße gehört als Bundesstraße nicht zum Betreuungsbereich des Straßenbauamtes Oberhausen. Nach Rücksprache mit der zuständigen Landesstraßenbauverwaltung in Düsseldorf ist aber auch hier beabsichtigt, die Straße von der Kreuzung Mülheimer Straße aus in etwa 1,4 Kilometer Länge zu überholen und gleichzeitig zu verbreitern. Auf den Termin dieser Arbeiten hat das Straßenbauamt Oberhausen jedoch keinen Einfluß.

Die Essener Straße soll von der Hauptverwaltung zum Tor 8 instandgesetzt werden, die Mittel hierfür sind angeblich bereits im Etat der Stadt vorgesehen.

Der Ausbau der Essener Straße an der Klockes-Brücke ist vorläufig zurückgestellt, da hier durch die geplante Elektrifizierung der Bundesbahn wahrscheinlich die Brücke angehoben und verbreitert werden muß. Die Beseitigung dieser Gefahrenstelle wird sicherlich noch eine Weile auf sich warten lassen.

Auch das Problem der Aufrauung des Straßendeckens ist bei den verschiedenen Straßenbauämtern geprüft worden. Von dieser Hilfsmaßnahme ist man jedoch allgemein wieder abgekommen, weil die maschinell vorzunehmende Aufrauung durch einen Sägeschnitt sehr teuer ist und zum anderen die Steine stark beschädigt werden.

Wir möchten aber nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß unsere Belegschaftsangehörigen, die diese Straßenbereiche durchfahren müssen, mit Rücksicht auf die bekannten Gefahren besonders vorsichtig sein sollten. Nicht allein der Straßenzustand ist verantwortlich für viele Wegeunfälle, sondern oft auch das Verhalten jedes einzelnen im Straßenverkehr. Unsere Unfallzahlen der letzten drei Jahre zeigen, daß die Verkehrsunfälle in dem gut asphaltierten Teil der Essener Straße fast ebenso hoch lagen wie die in der schlecht gepflasterten Osterfelder Straße. Es ist leider allzu menschlich, daß gute Straßen zum schnellen Fahren und vielleicht auch zum zu schnellen Fahren verleiten.

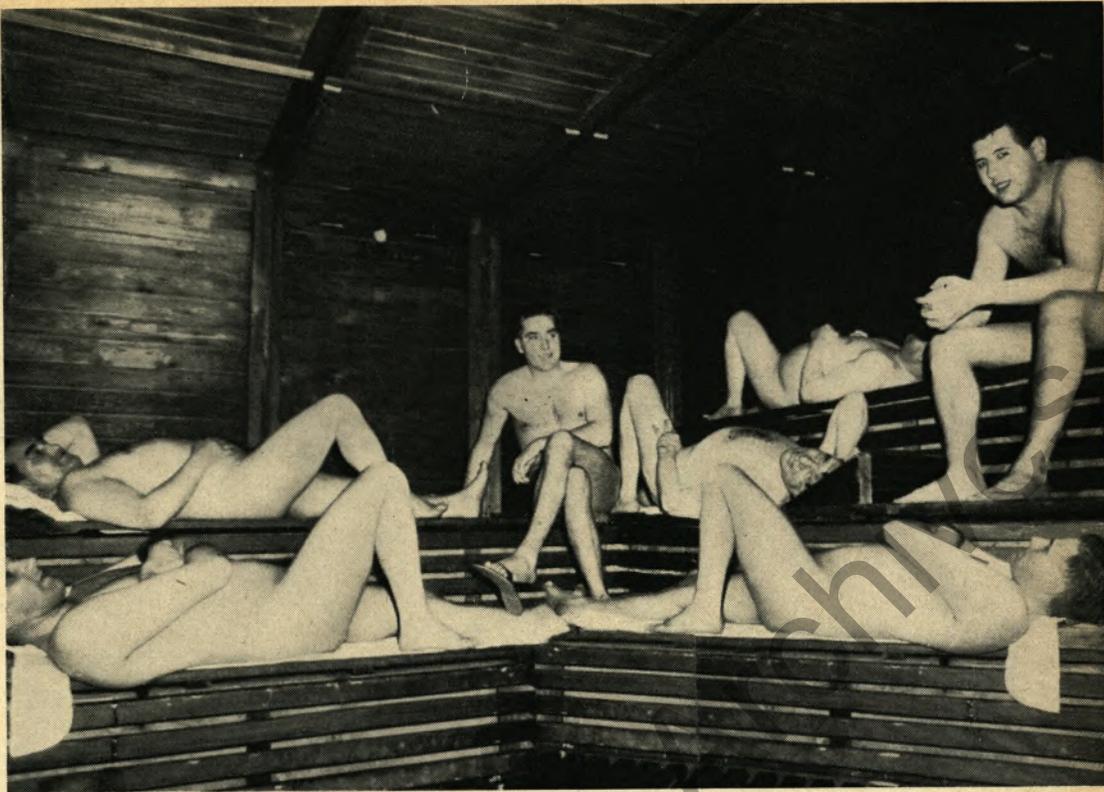
Interessant ist vielleicht der Anteil unserer Wegeunfälle auf den vorstehend erwähnten Straßenbereichen.

	1958	1957
Duisburger Straße	4	4
Essener Straße	16	17
(davon Klockes-Brücke)	3	1
Osterfelder Straße	18	26

Hoffen wir also, daß die beabsichtigten Straßverbesserungen so schnell wie möglich durchgeführt werden. Bis dahin aber, Vorsicht im Straßenverkehr, ganz besonders aber an den bekannten Gefahrenstellen.

Die Sauna des Gesundheitshauses der Zeche Sterkrade ist für zwölf Personen vorgesehen. Sie wird bis zu 90 Grad elektrisch beheizt und ist mit einer Tauchgrube ausgestattet. Unser Bild zeigt Mitarbeiter der Neuen Hoffnung.

Auch unsere Damen können sich im Sterkrader Gesundheitshaus von einer geschulten Fachkraft massieren lassen, dafür steht die Bademeisterin Lony Poncelet zur Verfügung. Wir haben sie bei einer Massage aufgenommen.

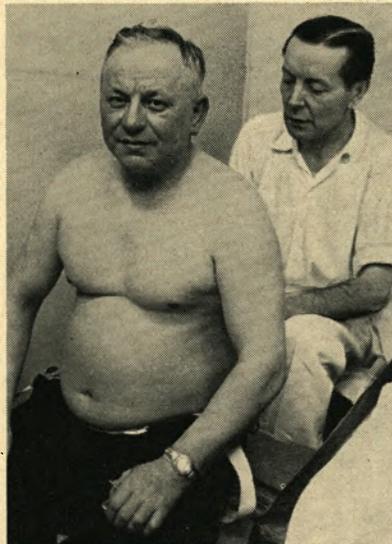


Gesundheitshaus Sterkrade auch für HOAG-Angehörige

Durch eine Übereinkunft zwischen der Bergbau-AG Neue Hoffnung und der Hüttenwerk Oberhausen AG können jetzt auch die Angehörigen unseres Werkes das Gesundheitshaus der Zeche Sterkrade mitbenutzen. In hellen, modernen Bade- und Behandlungsräumen, die selbstverständlich unter ärztlicher Aufsicht stehen, werden alle Arten medizinischer Bäder verabreicht. Die Preise sind so niedrig, wie möglich gehalten. Wir wollen einige Beispiele aufführen: Ohne Attest kostet für Werksangehörige die Höhensonnenbestrahlung 65 Pfennig, ein Sauerstoffbad 1,10 DM, die Benutzung der Sauna 50 Pfennig (montags und donnerstags steht die Sauna nur den Frauen zur Verfügung), ein Fichtennadelbad 1 DM, eine Vollmassage 1,25 DM und ein Schaumbad 1,30 DM. Diese Preise gelten verständlicherweise nur für die Mitarbeiter unseres Werkes selbst, nicht aber für deren Familienangehörige. Doch sind auch die Preise für Werksfremde — im allgemeinen etwa doppelt so hoch — noch immer sehr „volkstümlich“. Wer von unseren Belegschaftsangehörigen also Bäder im Gesundheitshaus der Zeche Sterkrade zu ermäßigten Preisen nehmen möchte, darf seinen Werksausweis nicht vergessen. Es wäre wünschenswert, wenn viele unserer Belegschaftsangehörigen die Badeeinrichtungen des Gesundheitshauses der Zeche Sterkrade benutzen würden.

Wenn es vom Arzt verordnet wird, kann auch inhaliert werden. Dazu läßt sich das Gesundheitshaus original Emser Sole schicken, die nach ärztlicher Verfügung noch mit entsprechendem Zusatz von Medikamenten versehen wird.

Dieses Gerät, Ultratherm genannt, dient zur Verbesserung der inneren Durchblutung. Seine Wirkung beruht auf kurzen elektrischen Wellen. Es wird vornehmlich bei Rheuma, Ischias und Gelenkerkrankungen eingesetzt.



Bei unserem Besuch des Gesundheitshauses der Bergbau-AG Neue Hoffnung auf dem Gelände der Zeche Sterkrade trafen wir auch einen Mitarbeiter unseres Werkes, den Schaltafelwärter Hermann Frang von der Eisenhütte I bei einer Bindegewebmassage. Diese Behandlung wird oft Patienten verordnet, die infolge sitzender Tätigkeit eine schlechte Durchblutung haben.

Dieses Bild zeigt den Bademeister des Gesundheitshauses, Johann Engels, bei der Behandlung eines Patienten mit der Unterwassermassage. Sie wird bei rheumatischen Erkrankungen und Kreislaufstörungen, aber ebenso zur Nachbehandlung von Verletzungen angewendet. „Das ist ein schönes, belebendes Gefühl“, sagte der Bergmann, der in der Wanne liegt.



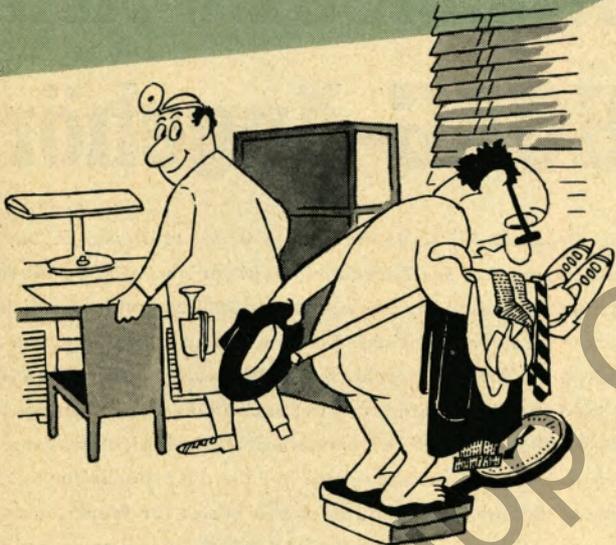
„Sie kommen reichlich spät, alter Freund!“



Suchen Sie etwa Ihren Füllhalter, Herr Doktor?“

Wo tut's denn weh?

Behandlung ohne Krankenschein durch
Dr. h. c. (humoris causa) Kurt Cerny



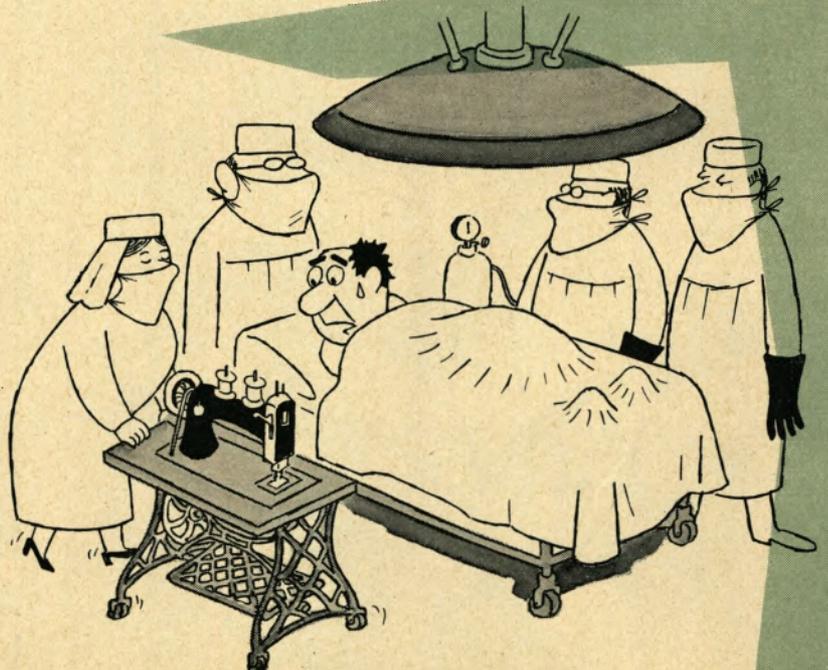
„Potztausend! Jetzt habe ich mich extra
ausgezogen und bin doch nicht leichter.“



„Wie ich sehe, geht es meinem kleinen
Frauchen schon bedeutend besser.“



„Das tollste ist, man vermißt Dich im
Betrieb überhaupt nicht.“



„Wie das? Soweit ist die Rationalisierung schon vor-
gedrungen, daß man hier mit der Maschine wieder
zugenäht wird?“